

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Alle fanden einen Platz

Papst spendet 245 Kindern Erstkommunion – Orthodoxe Kirche reagiert kühl auf den Gast

Während die bulgarisch-orthodoxe Kirchenleitung Papst Franziskus distanziert begegnete, war der Empfang in der Kleinstadt Rakowski umso herzlicher. 245 Kinder empfingen vom Papst ihre erste heilige Kommunion. Die Organisatoren hatten einen Weg gefunden, wie alle in die Kirche passten: Jedes Kind durfte nur einen Elternteil mitnehmen. ▶ Seite 7

Ohne Obdach

Über zehn Jahre war Dominik Bloh obdachlos. Jetzt möchte der 30-Jährige mit seinen Erfahrungen Jugendlichen helfen, die heute ein ähnliches Schicksal erleiden wie er damals.



▶ Seite 5

Aus Protest

In Venezuela sind Einsatzkräfte der Nationalgarde während eines Gottesdienstes in eine Kirche eingedrungen. Zuvor hatten die Bischöfe gefordert, den Protest der Bewohner nicht länger zu unterdrücken. Venezuela wird derzeit von einem politischen Machtkampf erschüttert.



Wider Trump

Die amerikanische Jüdin Elisabeth Langer ruft auf ihrem Gebetsmantel zum politischen Widerstand auf. Seit Donald Trump Präsident ist, hat der Antisemitismus in den USA stark zugenommen. ▶ Seite 13

Für Frieden

Friedrich Schorlemmer stand an der Spitze der DDR-Friedensbewegung. Bis heute erhebt der evangelische Pfarrer in Kirche und Politik das Wort. Nun wird er 75.



▶ Seite 19



In historischen Uniformen ziehen Saint-Tropez' Einwohner im Mai durch den Küstenort. Sie gedenken mit den Festlichkeiten ihres Schutzheiligen und Namenspatrons: Torpes von Pisa. Der ehemalige Offizier wurde unter Kaiser Nero enthauptet, weil er dem christlichen Glauben nicht abschwören wollte. ▶ Seite 24/25

Leserumfrage

Eine Studie

geht davon aus, dass sich die Kirchen bis 2060 auf die Hälfte ihrer Mitglieder reduzieren werden (Seite 4 und 8). Das wäre ein herber Einschnitt für das gesellschaftliche Leben und hätte auch finanzielle Konsequenzen. Ist die Lage wirklich so dramatisch?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de



▲ Europaflaggen wehen vor der EU-Kommission in Brüssel.

Fotos: KNA

WAHL DES EU-PARLAMENTS

Vernetzt in die Zukunft

Comece-Vize Franz-Josef Overbeck fordert, Heimat europäischer zu denken

BRÜSSEL – Seit März 2018 ist Bischof Franz-Josef Overbeck (54) Vizepräsident der EU-Bischöfskommission Comece. Vor der Europawahl spricht der Essener Bischof über Demokratie, Heimat und das europäische Miteinander der katholischen Ortskirchen.

Herr Bischof, brauchen wir in Zukunft mehr oder weniger Europa?

Diese Frage steht in einem direkten Zusammenhang mit der weltpolitischen Lage. Global werden wir in Zukunft nur gemeinsam als Europäerinnen und Europäer bedeutende Akzente setzen können. Viele unserer kulturellen, sozialen und ökonomischen Probleme lassen sich in einer globalisierten Welt nicht mehr national lösen. Wenn man allein an die Verbindungen mit den Wirtschaftsmächten in Asien und Amerika denkt, wird deutlich, dass wir die Herausforderungen der Zukunft nur europäisch vernetzt bestehen können. Deshalb wünsche ich mir in sozialer, kultureller und ökonomischer Hinsicht ein wachsendes Bewusstsein für die europäische Idee.

Welche Ziele sollte die EU Ihrer Meinung nach in den kommenden Jahren verstärkt verfolgen?

Demokratische und wirtschaftliche Grundsätze alleine schaffen kein europäisches Bewusstsein. Für das Ziel, eine verbindende und starke europäische Identität

auszubilden, muss sich die politische Union vor allem sozial und kulturell entwickeln. Wir tragen gemeinsam eine soziale Verantwortung für die Menschen am Rande der Gesellschaft.

Angefangen beim Kinderschutz bis hin zur Versorgung kranker und alter Menschen könnte der Standard

in der EU noch höher liegen. Die Voraussetzungen in Deutschland sind diesbezüglich besser als in vielen anderen europäischen Ländern. Dieses Ziel lässt sich nur erreichen, wenn vor allem der Wert der Demokratie als solcher deutlich gemacht wird. Dazu gehört ganz grundlegend die Gewissheit, dass Menschenrechte unverhandelbar sind.

Im Hinblick auf die Lebensqualität bewährt sich eine europäische Demokratie am besten, wenn sie angesichts der Globalisierung und Digitalisierung Lösungen für die Fragen der Menschen vor Ort findet und politisch dort auch umsetzt. Viele europäische Perspektiven sind den Menschen vor Ort mit ihren Nöten und Sorgen eher fern. Wir sollten unser Verständnis von Heimat deshalb aber nicht ausschließlich lokal definieren. Ein wachsendes Bewusstsein für die europäische Idee bedeutet heutzutage auch, Heimat europäisch zu denken. Die Reisefreiheit ermöglicht es, dass sehr viele Menschen das bereits ganz selbstverständlich tun.



Der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck ist Vize-Präsident der EU-Bischöfskommission Comece.

Soll die Kirche nationalistischen und populistischen Tendenzen in Europa begegnen?

Es ist klug und geboten, besonders die Kräfte zu fördern, die die Errungenschaften eines Europas, das sich demokratisch versteht, schützen und entwickeln wollen. Mit Blick auf die Europawahlen sollte die katholische Kirche durch ihre Positionierung Parteien stärken, die sich eindeutig zur europäischen Idee bekennen.

Europa ist nur auf der Grundlage eines christlichen Erbes zu verstehen und zu leben. Es ist falsch, das kleinzureden, was die EU insgesamt zur Bewältigung der Flüchtlingskrise beigetragen hat. Die Deutungshoheit darüber darf nicht den schwarzsehenden Populisten überlassen werden, die unser gemeinsames christliches Erbe für ihre Zwecke instrumentalisieren.

Ende März hat die Vollversammlung der EU-Bischöfskommission Comece getagt. Sollte die Comece nun vor der Europawahl bei der EU-Flüchtlingspolitik klarer Stellung beziehen?

In der Comece sind die Bischöfskonferenzen aller EU-Mitgliedstaaten vertreten. Wir müssen unterschiedliche Perspektiven zusammenbringen, was mitunter eine Herausforderung darstellt. Die politischen Konzepte und das Verhält-

nis von Kirche und Staat sind von Land zu Land sehr unterschiedlich. Das gilt auch für die Traditionen, wie sich Kirche in die Politik einbringt. In Deutschland sind wir es gewohnt, als Kirche Stellung zu beziehen. Das ist in anderen Ländern überhaupt nicht der Fall und wird diesem Selbstverständnis nach auch auf der europäischen Ebene eher als unangemessen empfunden. Wie deutlich eine gemeinsame Positionierung ausfallen kann, bleibt daher themen- und kontextabhängig.

Wie gehen Sie mit den unterschiedlichen Positionen west- und osteuropäischer Bischöfskonferenzen bei bestimmten Themen um?

In der Tat gibt es einen Konflikt verschiedener Positionen, den wir nicht einfach übergehen können, sondern aushalten und so produktiv wie möglich gestalten müssen. Dabei gilt es darauf zu achten, diejenigen zu fördern und zu unterstützen, die gut vermittelbare Kompromisse entwickeln.

Natürlich gibt es Fälle, in denen Kompromisse nicht von allen mitgetragen werden, was auch zu akzeptieren ist. Häufig kommt in der Ablehnung aber lediglich eine Minderheitenmeinung zum Ausdruck, die im europäischen Miteinander der katholischen Bischöfskonferenzen ihren Platz haben muss.

Interview: Franziska Broich

Bis hin zur Plastikgabel

Wie die EU das kirchliche Leben beeinflusst



▲ Nicht nur beim Datenschutz nimmt die EU Einfluss auf das kirchliche Leben.

Foto: Alexandra H./pixello.de

BRÜSSEL – Die Europäische Union, ihre Gremien und ihre Politik erscheinen vielen Menschen ziemlich abstrakt. Dabei regelt die EU inzwischen viele Lebensbereiche. Und auch die Kirche kommt nicht an ihr vorbei.

Im digitalen Zeitalter dreht sich alles um Daten: Kontonummern, Adressen oder die beliebtesten Onlinevideos. Doch nicht nur Soziale Netzwerke haben Massen an Daten, sondern auch die katholische Kirche: Religionszugehörigkeit, Anmeldezeiten zur Erstkommunion oder die Namen der Taufpaten. Der neuen Datenschutzgrundverordnung zufolge sind das alles „sensible Daten“. Das heißt, sie erfordern einen besonders vorsichtigen Umgang.

Politik trifft auf Kirche

Seit Mai 2018 sind Priester, Mitarbeiter im Pfarrbüro, Erzieher im Kindergarten oder ehrenamtliche Helfer, etwa bei den Ministranten, angehalten, sorgsam damit umzugehen und bestimmte Regeln einzuhalten. Es ist einer der Fälle, in denen die EU-Politik auf die Kirche trifft.

Damit die Kirchen abschätzen können, wie sich ein Gesetz speziell auf sie auswirkt, versuchen die EU-Institutionen, sie bei der Politikgestaltung einzubeziehen. Zum einen hat die Kirche mit der EU-Bischöfskommission Comece eine Vertretung in Brüssel, die aktiv die Gesetzgebung verfolgt. Zum anderen gibt es einen Dialog der Institutionen zu bestimmten Themen wie etwa Künstlicher Intelligenz. Die christdemokratische Vizepräsidentin des EU-Parlaments, Mairead McGuinness aus Irland, die den Dialog in den vergangenen Jahren geleitet hat, würde ihn gerne dahingehend verändern, dass Kirchen und Religionsgemeinschaften

strukturiert in die Gesetzgebungsprozesse eingebunden werden.

Die EU sorgt zudem dafür, dass Katholiken und andere Religionsangehörige ihren Glauben frei ausüben können. Das ist eines der Grundrechte aller Menschen in dem Staatenverbund. Diskriminierung aufgrund der Religion im Berufsleben oder im Internet ist ausdrücklich verboten. Das heißt, niemand darf schlechter behandelt werden, weil er einer Religion oder Weltanschauung angehört oder diese ausübt. Geschieht es trotzdem, müssen die Mitgliedsstaaten sicherstellen, dass jede Person Zugang zu einem Gerichtsverfahren hat.

Nach dem Staat sind die Kirchen und ihre Wohlfahrtsverbände in Deutschland mit 1,3 Millionen Mitarbeitern der größte Arbeitgeber. Bistümer und Verbände betreiben Kindergärten, Schulen, Jugendtreffs, Seniorenheime, Entwicklungsorganisationen und viele andere Einrichtungen. Sie müssen sich an die EU-Regeln halten wie andere Unternehmen auch. Das fängt bei der Umstellung von Geldüberweisungen mit der europäischen Iban-Nummer an und hört bei der bald verbotenen Plastikgabel auf.

Vieldiskutierte Urteile

Darf der Europäische Gerichtshof (EuGH) den Kirchen vorschreiben, wen sie auf einer bestimmten Position einstellen? Um diese Frage drehten sich zwei vieldiskutierte Urteile des EuGH 2018. Obwohl die Kirchen im Arbeitsrecht in Deutschland eine Sonderstellung haben, wies der EuGH kirchliche Arbeitgeber in die Schranken. Religionszugehörigkeit dürfe nur Grund für ein Ausscheiden im Bewerbungsprozess sein, wenn sie „objektiv“ für die Tätigkeit geboten sei, erklärte der EuGH.

Franziska Broich

Hintergrund

Comece fördert Europa der Werte

Europa ist mehr als eine Wirtschaftsunion. Mit dieser Überzeugung wirbt die Kirche seit langem für eine stärkere Zusammenarbeit des Kontinents. Ein wichtiges Instrument, um ein Europa der Werte zu fördern, ist die EU-Bischöfskommission Comece, in der Vertreter der Bischöfskonferenzen der 27 verbliebenen EU-Staaten zusammengeschlossen sind.

Von 2012 bis 2018 stand der Münchner Kardinal Reinhard Marx (65) an der Spitze der EU-Bischöfskommission. Er bezeichnet es als Aufgabe der Comece, die politische Agenda der EU „sozialethisch, kritisch und positiv“ zu begleiten. Die Comece wolle ein Bild Europas fördern, das die Einheit des Kontinents mit einer gemeinsamen Idee versee.

Der aktuelle Comece-Vorsitzende, der Luxemburger Erzbischof Jean-Claude Hollerich (60), warnt vor Populismus, der die europäische Integration zu zerstören drohe. Man könne das Projekt der europäischen Einigung in dem einen oder anderen Punkt kriti-

sieren, aber es habe den Frieden auf dem Kontinent bewahrt und sei heute „ein Friedensfaktor in der Welt“.

Entstanden ist die „Kommission der Bischöfskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft“ im Zuge der ersten Direktwahlen zum Europaparlament 1979. Die Konstruktion als Verbindungsstelle zur EU-Politik ist jener der Katholischen Büros in Deutschland nicht unähnlich. Auch dort halten Kirchenvertreter Kontakt zu Parlamenten und Regierungen in Bund und Ländern und versuchen, Politik im Sinne der Kirche mitzugestalten.

Die Comece veröffentlichte Mitte Februar eine Erklärung zu den Europawahlen. Darin heißt es: „Wählen ist nicht nur ein Recht und eine Pflicht, sondern auch die Möglichkeit, den Aufbau Europas konkret mitzugestalten.“ Jede Meinung zähle, wenn es darum gehe, jene Personen zu bestimmen, die „unsere politischen Überzeugungen“ vertreten sollen.

KNA

Kurz und wichtig



70 Jahre Luftbrücke

Berlin erinnert am 12. Mai mit mehreren Veranstaltungen an das Ende der Berlin-Blockade vor 70 Jahren. Zentrale Veranstaltung ist das „Fest der Luftbrücke“ auf dem Gelände und in Hangars des ehemaligen Flughafens Tempelhof. Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) nannte die am 19. Juni 1948 durch die West-Alliierten gestartete Luftbrücke eine „grandiose Leistung und ein wichtiges Datum in der Geschichte der Stadt“. Die Blockade aller Land-, Schienen- und Wasserwege zwischen West-Berlin und den drei westlichen Zonen durch die Sowjetunion dauerte knapp elf Monate und wurde erst am 12. Mai 1949 aufgehoben. (Lesen Sie dazu auch einen Bericht auf Seite 18.)

Großkanzler

Der Deutsche Albrecht Freiherr von Boeselager (69; Foto: KNA) bleibt für weitere fünf Jahre Großkanzler des Souveränen Malteserordens. Das in Rom tagende Generalkapitel bestätigte den Juristen im Amt. Als Großkanzler ist Boeselager Chef der Exekutive und sowohl für die Verwaltung als auch für die Außenbeziehungen des international tätigen karitativen Ordens zuständig. Er hat den Posten seit 2014 inne, war aber 2016 aufgrund interner Querelen zeitweise für abgesetzt erklärt worden.

Schleierverbot

In Sri Lanka sind künftig Gesichtsschleier verboten. Nach den Osteranschlägen auf Kirchen und Hotels mit mehr als 250 Toten hat Präsident Maithripala Sirisena jede Form von Gesichtsbekleidung verboten, die die Identifizierung einer Person erschweren könnte. Der Präsident nutzte dazu die weitreichenden Vollmachten, die ihm seit der Erklärung des Notstands zustehen. Sri Lankas Regierung befürchtet, radikal-islamische Gruppen könnten weibliche Selbstmordattentäter einsetzen, um buddhistische Tempel anzugreifen. Unter den neun Selbstmordattentätern vom Oster-sonntag war auch eine Frau.

FDP klagt nicht

Anders als zunächst geplant will die FDP beim Bundesverfassungsgericht nicht gegen den neu gefassten Paragraphen 219a des Strafgesetzbuches klagen, der Werbung für Abtreibungen weiter unter Strafe stellt. „Wir haben die Erfolgsaussichten prüfen lassen und bewerten sie als sehr gering. Deshalb werden wir diese Bemühungen nicht weiter verfolgen“, sagte der stellvertretende Vorsitzende der FDP-Bundestagsfraktion, Stephan Thoma. Man wolle das Gericht nicht mit aussichtslosen Klagen konfrontieren.

Posselt wiedergewählt

Bernd Posselt (63) ist bei der Bundesdelegiertenversammlung in Straubing für weitere fünf Jahre zum Präsidenten der überparteilichen Paneuropa-Union gewählt worden. Der CSU-Europapolitiker und Gastautor unserer Zeitung hat dieses Ehrenamt seit 1998 inne. Von 1994 bis 2014 gehörte er dem Europäischen Parlament an. Bei der Europawahl am 26. Mai bewirbt er sich erneut um ein Mandat.

Selbstbestimmung wahren

Gesetzesentwurf zur Organspende setzt auf freie Entscheidung

BERLIN (KNA) – In der Debatte um die Organspende haben Bundestagsabgeordnete von Union, SPD, Grünen, Linkspartei und FDP am Montag einen alternativen Gesetzesentwurf vorgelegt, der auf eine freiwillige und bewusste Entscheidung setzt.

Demnach sollen Organspenden weiterhin nur dann möglich sein, wenn der potenzielle Spender ausdrücklich zugestimmt hat. Ergänzt werden soll diese Regelung durch mehr Aufklärung und ein bundesweites Online-Register. Die Bürger sollen regelmäßig etwa bei der Verlängerung ihrer Ausweise nach ihrer Bereitschaft zur Organspende befragt werden. Hausärzte sollen mindestens alle zwei Jahre über eine mögliche Spende beraten.

Der Gesetzesentwurf bezieht Gegenposition zu einem Vorschlag von Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) und anderen Abgeordneten, der die Einführung einer Widerspruchslösung fordert. Danach gälte grundsätzlich jeder als potenzieller Organspender, es sei denn, er hat dem zu Lebzeiten ausdrücklich widersprochen.

Laut der CDU-Gesundheitsexpertin Karin Maag wäre die Widerspruchslösung nicht mit den Rechten auf Selbstbestimmung und körperliche Unversehrtheit verein-



▲ Nur 36 Prozent der Deutschen sind derzeit per Spenderausweis als potenzielle Organspender registriert. Foto: KNA

bar. Eine rechtliche Verpflichtung drohe zudem das Vertrauen in die Organspende zu erschüttern. Die Parteivorsitzende der Grünen, Annalena Baerbock, sagte, der Reformvorschlag solle die Lücke zwischen der positiven Einstellung der Bevölkerung zur Organspende von 84 Prozent und von nur 36 Prozent registrierten Spendern schließen.

Als weitere Schritte sieht der Gesetzesentwurf ein Infotelefon und eine Stärkung des Themas Organspende in der Ausbildung von Ärzten vor. Nach Maags Auskunft sollen beide Entwürfe noch vor der Sommerpause in den Bundestag eingebracht werden. Mit einer Entscheidung sei im Herbst zu rechnen.

Auf Veränderungen einstellen

Studie: Kirchen verlieren Mitglieder und Finanzkraft

BONN (KNA) – Die großen Kirchen in Deutschland werden 2060 nur noch halb so viele Mitglieder haben wie heute. Auch ihre finanziellen Möglichkeiten werden sich in etwa halbieren.

Das geht aus einer Studie des Forschungszentrums Generationenverträge der Universität Freiburg hervor, die die Deutsche Bischofskonferenz und die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) veröffentlicht haben. Demnach wird die Zahl der Mitglieder von 44,8 Millionen im Jahr 2017 bis 2035 auf 34,8 Millionen zurückgehen (minus 22 Prozent) und bis 2060 auf 22,7 Millionen (minus 49 Prozent). Dabei wird die katholische Kirche (minus 48 Prozent) etwas weniger Mitglieder verlieren als die evangelische (minus 51 Prozent).

„Die Kirchen wollen die Erkenntnisse der Studie nutzen, um sich langfristig auf Veränderungen einzustellen“, betonten der Ratsvor-

sitzende der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, und der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx. „Wir geraten angesichts der Projektion nicht in Panik, sondern werden unsere Arbeit entsprechend ausrichten“, ergänzte Marx. Bedford-Strohm erklärte, die Menschen müssten „wieder stärker spüren, welche Kraft von der Botschaft Jesu Christi ausgeht“. Ziel sei, „dass wir als Kirche so einladend und gewinnend sind, dass die Menschen gern bei uns mitmachen wollen“.

Der Projektleiter der Studie, der Finanzwissenschaftler Bernd Raffelhüschen, betonte, die Untersuchung mache auch deutlich, „dass die Kirchen gerade in den kommenden zwei Jahrzehnten weiterhin über Ressourcen zur Umgestaltung verfügen. Diese gilt es klug einzusetzen.“

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 17

„Oster-Terror in Sri Lanka: Neue Strategie des Islamischen Staats?“

61,2 % Nach dem Ende des Kalifats sucht sich der IS neue Opfer.

24,5 % Der IS-Terror schlug immer schon zu, wo niemand damit rechnete.

14,3 % Der IS wird immer mehr zur bloßen „Dachmarke“ des Terrors.

STETER KAMPF UM WÜRDE

„Überleben statt leben“

Ex-Straßenjunge Dominik Bloh will Jugendliche vor Obdachlosigkeit bewahren

Als 16-Jähriger flog er zu Hause raus. Seither lebte er zehn Jahre immer wieder auf der Straße. Es waren Stift, Papier und sein Engagement in der Flüchtlingshilfe, die dem Hamburger Dominik Bloh aus der Obdachlosigkeit halfen.

Bloh schlägt mit der flachen Hand laut auf den Tisch. Ein scharfer Knall zieht durch den Kirchenraum, die Jugendlichen vor ihm schrecken hoch. So ist es ihm ergangen, wenn er sich bei McDonald's aufgewärmt hat und dabei eingeschlafen ist. „Dann kommt die Security, haut auf den Tisch und du wirst rausgeschmissen“, sagt der 30-Jährige, der

mehr als zehn Jahre als Wohnungs- und teils auch als Obdachloser in Hamburg gelebt hat. Bei einer Lesung in der evangelischen Jugendkirche Bremen erzählt er, wie es dazu kam, dass er viele Nächte unter „Palmen aus Stahl“ verbrachte.

Mit 16 vor die Tür gesetzt

„Unter Palmen aus Stahl“ heißt auch ein Buch, das Bloh geschrieben hat und das mittlerweile zum Bestseller aufgestiegen ist. Der Titel bezieht sich auf die grün lackierten Stahlpalmen auf einer kreisrunden Rasenfläche in Hamburg, Markenzeichen des Antoniparks oberhalb des Fischmarkts im Stadtteil St. Pauli, auch „Park Fiction“ genannt. Hier hat er lange Zeit unter freiem Himmel übernachtet, nachdem seine geliebte Großmutter gestorben war und ihn seine manisch-depressive Mutter mit 16 Jahren aus der Wohnung geworfen hatte.

Schon Kindheit und Jugend waren von Gewalt geprägt. Und auch die Zeit als Wohnungsloser war nicht besser. „Auf der Straße fehlt Vertrauen, du hast keine Freunde, keine Würde“, erzählt Bloh den Jugendlichen. Ständig musste er kämpfen: um Wärme, um einen Schafplatz, um Geld, Lebensmittel, Sauberkeit. „Waschen ist Würde“, sagt er. Zu stinken sei ihm peinlich gewesen. „Aber wo willst du dich waschen, wenn du keine Dusche hast?“ Er habe diese Zeit überlebt – aber: „Überleben hat wenig mit Leben zu tun.“

Nach einer Studie des Deutschen Jugendinstituts gibt es in Deutschland schätzungsweise 37 000 junge Menschen unter 27, die keinen festen Wohnsitz haben – zwei Drittel Jungen, ein Drittel Mädchen. Viele hätten Stress mit den Eltern oder landeten auf der Straße, weil sie vom Jobcenter sanktioniert würden, sagt Bertold Reetz, Leiter der diakonischen Wohnungslosenhilfe in Bremen. Und fügt hinzu: „Ich finde es einen Skandal, dass man Menschen Leistungen für das Existenzminimum einfach so streichen kann.“

Oft fallen Jugendliche durch das Hilfs-Raster, gibt es für sie kein passendes Angebot. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe spricht von „Zuständigkeitskonflikten“, die dazu führen können, dass sich prekäre Wohn- und Lebenssituationen verfestigen.



▲ Dominik Bloh auf dem Spielbudenplatz im Hamburger Stadtteil St. Pauli. Der Ex-Obdachlose hatte zehn Jahre lang keine Wohnung. Seit drei Jahren ist er von der Straße weg – und will denen helfen, die noch immer dort leben. Foto: imago

Info

Straßenjugendliche in Deutschland

Bisher gibt es keine amtliche Statistik über das Ausmaß der Wohnungs- und der Obdachlosigkeit in Deutschland. Allerdings hat das Deutsche Jugendinstitut mit Hauptsitz in München 2017 nach einer bundesweiten Befragung von Fachkräften eine Zahl von 37 000 jungen Leuten genannt. Darunter sind nicht nur Jugendliche, die ausschließlich auf der Straße leben und schlafen, sondern auch diejenigen, die beispielsweise bei Freunden oder in Notunterkünften unterkommen. Die Befragung zeigte außerdem, dass die meisten Straßenkarrieren beginnen, wenn die Jugendlichen 16 Jahre oder älter sind.

Die Studie basiert auf Gesprächen mit rund 300 obdach- oder wohnungslosen jungen Leuten in Berlin, Hamburg und Köln. Von ihnen war ein Viertel obdachlos, sie lebten und schliefen tatsächlich auf der Straße. Die große Mehrzahl fand bei Freunden Unterschlupf. Im Durchschnitt lebten die Jugendlichen ein Jahr auf der Straße. Das Leben ohne Wohnsitz verstetige sich, je älter die Betroffenen seien, hieß es. Viele haben keinen Schulabschluss. Obwohl zumeist familiäre Gründe als Auslöser für die Zeit auf der Straße angegeben wurden, hatten die meisten Jugendlichen weiterhin Kontakt zu ihrem Elternhaus. epd

„Meine Ma hat mir nichts zu essen gegeben, ihr Freund hat sich nicht gekümmert – und die Behörden auch nicht“, erinnert sich Bloh. Und dann immer wieder Gewalt. „Es passierte, weil Menschen einen Weg suchen, andere zu erniedrigen und aufgestaute Wut abzubauen. Obdachlose sind eine Zielscheibe.“

Alles in einer Sporttasche

Alles was er hatte, passte in zwei Koffer, später in eine Sporttasche, auf die er wie auf seinen Augapfel achtete. Darin immer Papier und Stift. „Ich hab schon immer geschrieben“, sagt Dominik. Schreiben, das sei für ihn auf der Straße so etwas wie Selbsttherapie gewesen.

Trotz Obdachlosigkeit ging Bloh weiter zur Schule. Er führte ein Doppelleben und machte später sogar Abitur. Er log und betrog, wurde zum Straftäter, weil er ohne Fahrschein in der warmen S-Bahn mitfuhr, um draußen nicht zu erfrieren. Zwei Dinge hätten dann sein Leben geändert, antwortet er auf die Frage einer Jugendlichen: „Ehrlich sein

und Gutes tun.“ Bloh engagierte sich in der Flüchtlingshilfe – sein Rettungsanker, denn: „Durch Gutes tun kommt Gutes zurück.“

Bertold Reetz plädiert dafür, jungen Leuten wie Dominik Bloh möglichst schnell zu helfen, damit sich die Strukturen der Straße in ihrem Leben nicht verfestigen. Dabei gehe es auch darum, tragfähige Beziehungen zu begründen. Der junge Hamburger hat es mittlerweile geschafft. Er hat eine kleine Wohnung und ein Einkommen – und Freunde gefunden. Wie sein Verleger Stefan Kruecken, der über Bloh sagt, er setze seine Energie für andere Menschen ein. Wer könne das von sich behaupten? Und: „Seine Beobachtungsgabe, seine Empathie und sein Sprachgefühl machen ihn zu einem besonderen Talent.“ Dieter Sell

Buchtipps

Dominik Bloh, „Unter Palmen aus Stahl – Die Geschichte eines Straßenjungen“, ISBN: 978-3-94-587721-0, Ankerherz-Verlag Hollenstedt, 191 Seiten, 20 Euro.



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Mai

... dass die Kirche in Afrika durch den Einsatz ihrer Mitglieder die Einheit unter den Völkern fördert und dadurch ein Zeichen der Hoffnung bildet.



BALD EINE PRÄFEKTIN?

Vatikan setzt auf Frauen in der Kurie

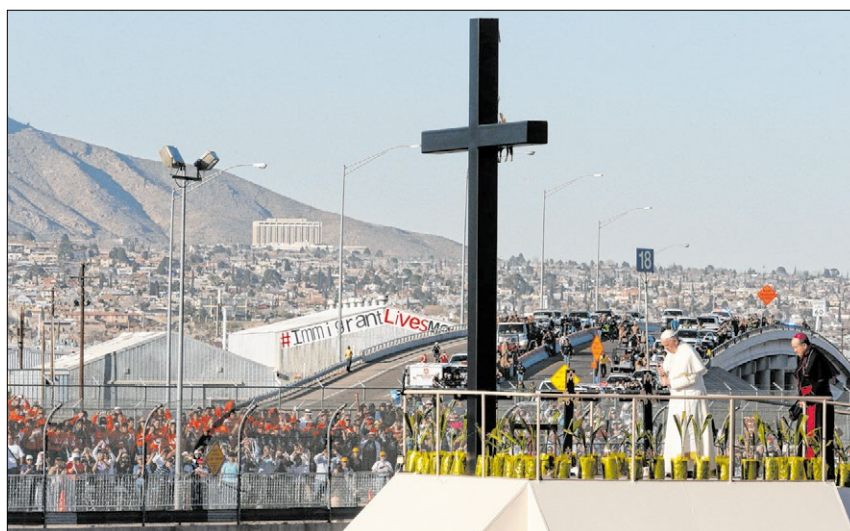
ROM (mg) – Die Rolle der Frauen an der römischen Kurie soll gestärkt werden. Bisher gibt es nur zwei Frauen in Schlüsselpositionen: Die Italienerin Barbara Jatta ist Direktorin der Vatikanischen Museen, die Slowenin Nataša Govekar leitet die „theologisch-pastorale Dienststelle“ im Päpstlichen Dikasterium für die Kommunikation. Dessen Leitung wäre auch fast an eine Frau gegangen. Doch die Kandidatin sagte dem Papst damals ab. Dafür ist mit dem Journalisten Paolo Ruffini seit Juli 2018 erstmals ein Laie Präfekt dieser päpstlichen Einrichtung.

Nun gibt es Gerüchte um die italienische Wirtschaftsexpertin Claudia Ciocca. Sie wird mit der Leitung des vatikanischen Wirtschaftssekretariats in Verbindung gebracht. Damit wäre sie nicht nur Nachfolgerin des australischen Kardinals George Pell, der wegen Missbrauchsvorwürfen verurteilt wurde, sondern auch die erste Frau, die einer Kurienbehörde vorstehen würde. Sollte Ciocca ernannt werden, wäre sie für die wirtschaftlichen und finanziellen Angelegenheiten des Heiligen Stuhls und des Vatikanstaates zuständig und dem Papst direkt verantwortlich. Damit wäre sie höchstwahrscheinlich die Frau in der rund 600-jährigen Geschichte der Kurie.

ESSEN UND UNTERKUNFT

500 000 Dollar für Flüchtlinge

Papst hilft mit Peterspfennig Migranten in Mexiko – Kritik aus den USA



▲ Papst Franziskus betete 2016 an einem Kreuz, das die Grenze zwischen Texas und Mexiko markiert. Im Hintergrund ist die Grenzmauer zu sehen. Foto: KNA

ROM – Eine großzügige Spende des Papstes an Migranten in Mexiko sorgt für heftige Diskussionen vor allem in den Vereinigten Staaten. Es handelt sich um einen großen Teil des Peterspfennigs – jener Spende, die weltweit gesammelt und vom Papst für wohltätige Zwecke eingesetzt wird.

Es war für viele eine überraschende Meldung: Papst Franziskus spendet eine halbe Million US-Dollar für lateinamerikanische Migranten in Mexiko, die an der Grenze zu den USA festsitzen. Die Nachricht kam bei etlichen Katholiken in den Vereinigten Staaten nicht gut an. US-Medien titelten, Franziskus greife die Mauer-Politik von US-Präsident Donald Trump direkt an. Seit Beginn seiner Präsidentschaft setzt sich Trump für den Bau einer langen Mauer ein, die Migranten aus Mexiko fernhalten soll. Dafür wurde bereits viel Geld investiert.

Franziskus will die 500 000 US-Dollar auf 27 Projekte in 16 mexikanischen Diözesen und in Mexiko tätige Ordensgemeinschaften verteilen lassen. Er tue dies nicht,

um Trump anzugreifen, sondern weil man ihn um Hilfe bei der weiteren Versorgung der Migranten mit Essen und Unterkunft gebeten habe, erklärten päpstliche Mitarbeiter. In den vergangenen Monaten seien immer mehr südamerikanischen Migranten in Mexiko angekommen. Dort sei die Hilfe für diese Menschen aber zurückgegangen. Unter anderem deshalb, weil die Medien weniger darüber berichteten.

„Ungutes Klima“

Über die „raue Weltpolitik“ sprach der Papst vergangene Woche bei einem Treffen mit Mitgliedern der Päpstlichen Akademie für Sozialwissenschaften. Es herrsche ein „ungutes Klima“, resümierte Franziskus seine Sicht auf die derzeitige Weltpolitik. Die Kirche beobachte mit Sorge „fast überall auf der Welt“ das Wiederaufleben von aggressiven Strömungen gegenüber Ausländern, insbesondere Einwanderern, sowie den wachsenden Nationalismus, der das Gemeinwohl vernachlässige, sagte der Papst. „Die Kirche hat immer die Liebe für das eigene Volk, für das

eigene Land gefordert“, fügte er an. Damit verbunden sei die Achtung vor dem Schatz der verschiedenen kulturellen Ausdrucksformen, der Bräuche und Gewohnheiten und der gerechten Lebensweisen, die in den Völkern verwurzelt sind.

Es sei allgemein anerkannt, dass „der Staat im Dienste der Menschen und der natürlichen Personengruppen steht“, fuhr Franziskus fort. Allzu oft seien aber Staaten den Interessen einer marktbeherrschenden Gruppe unterworfen, „größtenteils aus Gründen des wirtschaftlichen Profits“. Die Aufgabe der Regierungen bestehe aber darin, „Migranten zu schützen und die Migrationsströme mit der Kraft der Umsicht zu regulieren“, sagte der Papst und fügte hinzu, dass man die Einwohner auf die Aufnahme von Migranten vorbereiten müsse.

Die US-Grenze bleibt derweil geschlossen. Die Kirche in Mexiko versorgt Tausende der gestrandeten Migranten in Häusern von Diözesen oder Ordensgemeinschaften und sorgt für ihren Lebensunterhalt, schrieb die mexikanische Bischofskonferenz in einem Dankesbrief.

Der Peterspfennig, auch „Obolus des Heiligen Petrus“ genannt, ist eine altherwürdige Form der Solidarität von christlichen Gläubigen aus aller Welt mit dem Papst, der die Mittel an die Weltkirche und an Bedürftige weitergibt. Die Spenden werden traditionell am 29. Juni gesammelt, dem Fest der Heiligen Petrus und Paulus. In den vergangenen Jahren waren Gerüchte laut geworden, wonach Mittel aus dem Peterspfennig auch in den laufenden Betrieb der Kurie flössen; der Vatikan wies entsprechende Meldungen zurück. Zum Peterspfennig gibt es seit drei Jahren eine eigene Online-Präsenz auf der vatikanischen Internetseite www.vatican.va, zu finden unter dem Menüpunkt „Römische Kurie“.

Mario Galgano

DIE WELT



BULGARIEN-REISE

Der Papst als Gemeindepfarrer

Franziskus wirbt für mehr Engagement von Christen – Kühles Treffen mit Orthodoxie

SOFIA/RAKOWSKI – Katholiken bilden eine winzige Minderheit in Bulgarien. Dennoch wird der Papst als Staatsgast empfangen. Während die orthodoxe Kirchenleitung die kühle Schulter zeigt, ist die Begeisterung auf dem flachen Land, wo mehr Katholiken leben, groß.

Hühner gackern, ab und zu kräht ein Hahn, vereinzelt bellen Hunde. Über der bulgarischen Kleinstadt Rakowski strahlt ein warmer Frühlingmorgen. Die Zufahrtsstraßen sind von Polizisten gesäumt, vor der Herz-Jesu-Kirche stehen Absperrungen. Geduldig warten Menschen auf Einlass. Die einen, um die es heute geht – 245 Erstkommunionkinder – warten schon in der Kirche. Der andere Hauptakteur wird noch erwartet: Papst Franziskus.

Erstkommunion mit dem Papst? Eine solche Chance wollten sich viele Familien nicht entgehen lassen.

So stieg die Zahl der Anmeldungen sprunghaft, nachdem in der Katholikenhochburg Rakowski eine zentrale Feier bekanntgegeben worden war. Der Wermutstropfen: Jedes Kind kann nur von einem Elternteil begleitet werden. Der andere muss das Ereignis vor der Kirche auf Bildschirmen verfolgen. Eine der größten katholischen Kirchen Bulgariens ist an diesem Tag zu klein.

„Riesengroßes Fest“

Für die winzige Minderheit der Katholiken im Land ist der Besuch ihres Oberhauptes ein „riesengroßes Fest“, wie mehrere Teilnehmer der Veranstaltungen sagen. Sie machen zwar nur ein Prozent der Bevölkerung aus. Aber trotzdem steht in der Hauptstadt Sofia die komplette Staatsspitze stramm.

Höflich, aber kühl fällt hingegen der Empfang aus, den der orthodoxe Patriarch Neofit und sein Heili-

ger Synod dem Gast aus Rom am Sonntagmittag bereiten. „Dort, wo es möglich ist“, wolle man Franziskus' Engagement gerne folgen, sagt der 73 Jahre alte Neofit. So freue man sich vor allem über dessen „starke Worte zur Verteidigung der christlichen Wurzeln Europas“ und die Warnungen vor zunehmender Christenverfolgung. Dem Friedensgebet der Religionen am Montagabend bleibt die orthodoxe Kirchenleitung demonstrativ fern.

Der Papst hingegen fällt quasi mit der Tür ins Haus. Schon in den ersten Sätzen spricht er vom Ziel der Eucharistiegemeinschaft und fordert, gegenseitig die „Freude der Vergebung“ wiederzuentdecken. Er lobt Bulgariens Brückenfunktion für Europa, die kreative Mission der Slawenapostel Kyrill und Method und wünscht sich neue Verkündigungswege für junge Menschen.

Bei einer Messe mit gut 7000 Menschen am Sonntagnachmittag

auf einem zentralen Platz in Sofia spricht Franziskus vom „Gott der Überraschungen“, der „lähmende Verhärtungen löst“ und kritisiert die Haltung des „Das haben wir immer so gemacht“. Eine Gruppe junger Ordensschwester in der Menge nickt zustimmend. Immer wieder ermutigt Franziskus seine Zuhörer, fordert auf, sich zu engagieren und „keine Angst zu haben, neue Herausforderungen anzunehmen“.

Um ein Beispiel dafür lobend hervorzuheben, besucht Franziskus am Montagvormittag ein Aufnahmezentrum für Migranten und Flüchtlinge am Stadtrand von Sofia. Dort trifft er 50 Erwachsene und Kinder aus Syrien und dem Irak. Ein afghanischer Flüchtling erzählt von seinen Erfahrungen, eine Freiwillige der Caritas von ihrer Arbeit.

Harter Migrationskurs

Bereits am Sonntag hat Franziskus an Regierung und Politiker appelliert, sich Migranten nicht zu verschließen. Bulgarien selbst kenne das „Drama der Auswanderung“, sagte er. Den im Dezember in Marokko beschlossenen UN-Migrationspakt lehnt Bulgarien ab. Bei der Sicherung der EU-Außengrenzen vertritt das Land einen harten Kurs.

In der Kirche in Rakowski geht die Erstkommunionfeier zu Ende. Dabei wird der Papst wieder einmal zum Gemeindepfarrer. Allen 245 Kindern teilt er persönlich die Kommunion aus – eine ungewöhnliche Geste. Zuvor hat er nach seiner auf Italienisch gehaltenen Predigt seine Kernaussage vom „Personalausweis“ der Christen mit Hilfe eines Dolmetschers im Dialog mit den Kindern wiederholt: „Gott ist unser Vater, Jesus ist unser Bruder, die Kirche ist unsere Familie, wir sind Geschwister, unser Gesetz ist die Liebe.“

Roland Juchem



▲ In Sofia besucht Papst Franziskus ein Flüchtlingslager. Bulgarien vertritt in Sachen Migration einen harten Kurs.

Foto: KNA

Aus meiner Sicht ...



K. Rüdiger Durth ist evangelischer Pfarrer und Journalist.

K. Rüdiger Durth

Kein Grund zur Resignation

Das Ergebnis des Freiburger Forschungszentrums über die Mitglieder- und Kirchensteuerentwicklung der katholischen und evangelischen Kirche bis 2060 ist bitter: Halbierung der gegenwärtigen rund 45 Millionen Mitglieder und starker Rückgang der Kirchensteuern von gegenwärtig über zehn Milliarden Euro bei steigenden Ausgaben für die kleiner werdenden 27 (Erz-)Diözesen und 20 Landeskirchen.

Überraschend sind die Zahlen nicht, weil Experten längst mit einem starken Rückgang rechneten. Neu ist freilich das Zugeständnis, dass für diesen Rückgang nicht, wie bislang gern behauptet wird, die demografische Entwicklung verantwortlich ist. Vielmehr

kommt den anhaltend hohen Austrittszahlen eine große Bedeutung zu. Denn wer seiner Kirche den Rücken kehrt, zahlt nicht nur keine Kirchensteuern mehr, sondern seine Kinder werden in der Regel nicht getauft, nehmen am Religionsunterricht nicht teil, heiraten nicht mehr kirchlich, ihre Kinder werden nicht mehr getauft und so fort.

Ein folgenschwerer Kreislauf, der bislang oft heruntergespielt wurde. Die nun vorgelegten Zahlen der Wissenschaftler sind dennoch kein Grund zur Resignation. Im Gegenteil: Die Kirchen haben es in der Hand, dass die Zahlen nicht so schlimm werden – wenn sie wieder die Kraft zur Evangelisierung finden, deutlich machen, was christlicher Glaube für

den Einzelnen bedeutet, wenn Christen den Traurigen und Sterbenden wieder, ohne auf die Uhr zu schauen, die Hand halten.

Und wenn sich die Kirchen und ihre Mitglieder wieder aufmachen zu dem, was ihnen der auferstandene Jesus Christus nach dem Matthäus-Evangelium (28,16) befohlen hat: „Geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern ... und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.“ Resignation ist nichts für Christen. Im Gegenteil: Sie müssen die Ärmel hochkrepeln. Damit müssen die Kirchen – also ein jeder von uns – jetzt anfangen. Und nicht erst, wenn die Austrittszahlen noch größer und die Kirchen noch kleiner werden.



Ulrich Hoffmann ist Präsident des Familienbunds der Katholiken.

Ulrich Hoffmann

Die Fenster weit aufstoßen

Der von der Deutschen Bischofskonferenz Mitte März einstimmig beschlossene „synodale Weg“ weckt Hoffnung – auf den Willen, die Glaubwürdigkeitskrise der Kirche aufzuarbeiten. Damit in Zusammenhang stehen Fragen nach dem Umgang mit der Macht in der Kirche, der Zukunft des Zölibats, der Rolle der Frau und der Weiterentwicklung der kirchlichen Sexualmoral. Dafür haben die Bischöfe den Laien nun die Hand entgegen gestreckt. Das ist eine frohe Botschaft.

Einen verbindlichen, transparenten Prozess in Gang zu setzen, ist das Gebot der Stunde. Wie sonst kann der Klerikalismus überwunden werden, der dazu geführt hat, dass Täterschaft in den kirchlichen Reihen

vielfach gedeckt und der Blick auf die Opfer sexuellen Missbrauchs vermieden wurde? Die Überwindung dieser Geisteshaltung wird die Zukunft der Kirche maßgeblich mitbestimmen. So ist es nur konsequent, dass die Bischöfe zusammen mit den Laien „das System Kirche“ in den Blick nehmen wollen.

Voraussetzungslos ist dieser Weg aber nicht. Der Wille zur Veränderung setzt einen Dialog auf Augenhöhe voraus. Und ein empathisches Bewusstsein für die Anliegen und Bedürfnisse der Menschen. Er setzt voraus, Macht zu teilen und Verantwortung zu übernehmen, auch dort, wo unübersehbare Strukturen zu Blindheit geführt haben. Damit der „synodale Weg“ nicht im Nirgendwo verläuft,

braucht er einen zeitlichen, strukturellen oder kirchenrechtlichen Rahmen. Kirche ist immer auch Verbindlichkeit.

Machtmissbrauch und Vertrauensbruch haben unfassbares Leid über Schutzbefohlene der Kirche und deren Familien gebracht. Die unheilvolle Art und Weise, wie in den zurückliegenden Jahren verheimlicht und vertuscht wurde, kann nicht akzeptiert werden. Ein „Weiter so“ darf es in der Kirche nicht geben! Ein gemeinsam und ernsthaft beschrittener „synodaler Weg“ ist eine Chance zur Umkehr. Er wird ohne die Perspektive der Familien nicht auskommen können. Haben wir den Mut, die Fenster weit aufzustoßen! Was uns erwartet, ist mehr Licht.



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Erst Hochzeit, dann Verkehrschaos

Diesen Monat hat inoffiziell die Hochzeitsaison begonnen. Verständlich: Für ihren vielleicht „schönsten Tag im Leben“ wünschen sich angehende Ehepaare gutes Wetter und milde Temperaturen. Beides verspricht nach dem traditionell eher wechselhaften April der Wonnemonat Mai. Jetzt hört man wieder vermehrt das Hupen von Autokolonnen und weiß: Dies ist wahrscheinlich eine große Hochzeitsgesellschaft auf dem Weg zur Feier, die ihre Freude über die Vermählung des Brautpaares lautstark der Umgebung mitteilt.

Seit ein paar Jahren werden Hochzeitskorsi allerdings zunehmend zum Ärgernis. Inzwischen bleibt es oft nicht beim bloßen Hupkonzert. Da wird mitten im fließenden

Verkehr das Warnblinklicht angeschaltet, der nachfolgende Verkehr aufgehalten oder gar angehalten und ausgestiegen, um Fotos zu machen. Ich selbst traute einmal meinen Augen nicht, als wir mit der Familie in Köln unterwegs waren und plötzlich mitten auf der Zoobrücke eine Hochzeitsgesellschaft stoppte, da einige Insassen offenbar in anderen Autos weiterfahren wollten und andere Gäste davon Handyfotos machten.

Der jüngste Hochzeitskorsi-Ärger ereignete sich am vergangenen Samstag auf der Autobahn 2 bei Hannover: Eine Feierkolonne hatte dort den Verkehr zwischenzeitlich fast zum Erliegen gebracht. Zeitweise fuhren auf allen Fahrbahnen Autos der Hochzeitsgesell-

schaft – laut Polizei mit einem Tempo von etwa 80 Stundenkilometern und blinkendem Warnlicht. Dadurch wurde der Verkehr blockiert. Eine eingeleitete Fahndung sei jedoch ohne Erfolg geblieben, hieß es. Es wurde ein Verfahren wegen des Verdachts der Nötigung eingeleitet.

Der vermeintlich „schönste Tag im Leben“ eines Brautpaares ist in aller Regel schon chaotisch genug. Man sollte meinen, dass da keiner der Angehörigen auch noch ein Verkehrschaos provozieren möchte. Lautstarkes Hupen mag man noch mit dem Überschwang der Gefühle erklären und tolerieren. Wo allerdings die Verkehrssicherheit gefährdet wird, hört der Spaß auf.

Leserbriefe



▲ Auf Deutschlands Straßen ist viel los. Senioren sind da oft überfordert, meint unser Leser. Foto: gem

Es braucht dringend Tests

Zu „Senioren: Auto weg für den Klimaschutz“ (Leserbriefe) in Nr. 14:

Fahrtüchtigkeitstests für Senioren sind schon längst überfällig. Aufgrund eigener Erfahrungen im Familienkreis halte ich Fahrtüchtigkeitstests ab 70 alle zwei Jahre für angebracht, ja sogar notwendig – wohlwissend, dass mich das in nicht allzu kurzer Zeit auch betrifft. Viele Senioren sind aufgrund ihres Alters mit der Verkehrsdichte und der Geschwindigkeit auf den Straßen einfach überfordert. Sie fahren nicht sicher, sondern auffallend langsam und unsicher. Durch dieses Fahrverhalten provozieren sie Unfälle.

Wir werden alle älter und das Alter bringt nun einmal gewisse Veränderungen mit sich. Wir sehen und hören schlechter, die Reaktionszeit wird länger und die Bewegungsfreiheit ist eingeschränkt. Wer in diesem Bereich Defizite hat, ist ein Risikofaktor. Es muss dann überprüft werden, ob er oder sie noch verkehrstauglich ist. Natürlich tut der Abschied vom Auto weh, besonders dort, wo man nahver-

kehrtechnisch im Regen steht – und da gibt es in diesem Land viele Orte.

Wenn der Mensch – egal in welchem Alter – sich nicht vernünftig eigenbestimmt verhält, dann muss er fremdbestimmt werden. Es braucht Einsicht und Vernunft, um zu erkennen, ob ich noch fahrtüchtig bin und den Anforderungen im Straßenverkehr genüge. Dann braucht es auch keine Fahrtüchtigkeitstests.

Unser Verkehrsminister hätte nicht sagen müssen, dass es mit ihm keine Tests für Senioren gibt. Das war klar. Und zwar wegen der Automobilindustrie und ihren Lobbyisten. Es ist nicht in deren Sinne, dass die Verkaufszahlen sinken. Das aber wäre die logische Konsequenz, wenn Senioren, die nicht mehr verkehrstüchtig sind, kein Auto mehr fahren dürften.

Senioren sind natürlich auch Wähler, und auch aus diesem Grund ist der Verkehrsminister nicht willens, diese Wählergruppe in ihrer Freiheit zu beschneiden. Selbst wenn es auf Kosten der allgemeinen Sicherheit geht.

Adolf Biendl,
33189 Schlangen

Kein Recht auf Organ

Zu „Lösung mit der Brechstange“ in Nr. 14:

So begrüßenswert die Entscheidung von Gesundheitsminister Jens Spahn ist, eine Studie in Auftrag zu geben, um die Folgeschäden der Abtreibung für die Frau zu eruieren, so inakzeptabel finde ich sein Vorhaben, in Bezug auf Organspenden die Widerspruchsregelung einzuführen. Dass Tausende Patienten auf ein fremdes Organ warten, kann kein Rechtfertigungsar-

gument sein. Es gibt kein Gesetz, das einem Patienten das Recht auf Implantierung eines Organs zuerkennt.

Die Einführung der Widerspruchsregelung würde eine Verletzung der Menschenwürde bedeuten. Entscheidend ist, dass der Betroffene ausdrücklich mit der Organentnahme einverstanden ist. Nebenbei sei erwähnt, dass implantierte Organe in der Regel nur bei Einnahme von Tabletten funktionstüchtig bleiben können.

Wilhelm Dresbach,
86152 Augsburg

Ehelosigkeit und Ehepflicht

Zu „Provokation, die nicht zu Missbrauch führt“ (Leserbriefe) in Nr. 15:

Ich muss gestehen, dass ich all die Unkenrufe nach Abschaffung des Zölibats nicht mehr hören kann. Sie fußen nämlich auf mangelnden Glaubens- und Geschichtskennntnissen. Statt sich wenigstens ins Neue Testament zu vertiefen, worin Jesus eindeutige, zeitlos gültige Worte zur Ehelosigkeit gesprochen hat, brüllt einer den anderen ohne sinnvolle Überlegung nach dem Mund.

Was nun die verheirateten Apostel zur Zeit Jesu betrifft: Unter Kaiser Augustus war die Ehe Pflicht für Frauen ab 20 und für Männer ab 25! Das heißt, Jesu „Lieblingenjünger“ Johannes war wohl noch keine 25, und Jesus selbst hat sich dieser unseligen Order als Wanderprediger entzogen, um die Mission seines Vaters besser ausführen zu können. Vielleicht auch, um seine Verehrerinnen nicht enttäuschen zu müssen.

Monika Singer,
86150 Augsburg

Wenn die Mehrheit unserer Gesellschaft mit der Entscheidung zur Ehe- und Kinderlosigkeit nichts anfangen kann und pauschal dem Zölibat den sexuellen Missbrauch anlastet, dann ist das eine Aussage über sie selbst: Masse will nicht unterscheiden, sondern gleichmachen und vereinnahmen, um sich durch quantitative Größe zu bestätigen. Abweichungen von ihren variablen Normen stören das Gesetz der Trägheit – es sei denn, eine Individualität wäre stark genug, sich als ihr Gegenpol zu behaupten.

Die Zweifel unserer Massengesellschaft am zölibatären Priestertum sind nicht als Einschüchterung, sondern als Aufruf zu mehr Selbstbewusstsein zu

verstehen. Wir müssen die Vorteile des Zölibats öffentlich bewusst machen, ihn wieder als Quelle der Kraft für einen bewusst gelebten Lebensauftrag entdecken. Warum werden zum Beispiel die Leistungen unserer Klöster für Europa nicht positiv herausgestellt?

Die christliche Religion ist ein auf der Basis regenerierten Urvertrauens (= Glaube) gesteigerter Eros und schließt positiv anregende Beziehungen zur Frau nicht aus, sondern ein – als eine von vielen Möglichkeiten sinnlichen Erlebens. Ein Priester, der seinen Zölibat nur als Verzicht und Verbot empfindet, weil er den Eros der Religion nicht findet oder verloren hat, ist unglaubwürdig und sollte heiraten.

Lucia Tentrop, 14057 Berlin

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Renovabis, Freising. Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Bekleidungskatalog von Daniels & Korff GmbH, Euskirchen-Weidesheim. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Kaufgesuche

Wir kaufen
Wohnmobile + Wohnwagen
03944-36160, www.wm-aw.de Fa.

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Vierter Sonntag der Osterzeit

Erste Lesung

Apg 13,14.43b–52

In jenen Tagen wanderten Paulus und Bárnaabas von Perge weiter und kamen nach Antióchia in Pisídien. Dort gingen sie am Sabbat in die Synagoge und setzten sich.

Es schlossen sich viele Juden und fromme Proselyten Paulus und Bárnaabas an. Diese redeten ihnen zu und ermahnten sie, der Gnade Gottes treu zu bleiben.

Am folgenden Sabbat versammelte sich fast die ganze Stadt, um das Wort des Herrn zu hören. Als die Juden die Scharen sahen, wurden sie eifersüchtig, widersprachen den Worten des Paulus und stießen Lästereien aus.

Paulus und Bárnaabas aber erklärten freimütig: Euch musste das Wort Gottes zuerst verkündet werden. Da ihr es aber zurückstoßt und euch selbst des ewigen Lebens für unwürdig erachtet, siehe, so wenden wir uns jetzt an die Heiden. Denn so hat uns der Herr aufgetragen: Ich habe dich zum Licht für die Völker gemacht, bis an das Ende der Erde sollst du das Heil sein.

Als die Heiden das hörten, freuten sie sich und priesen das Wort des

Herrn; und alle wurden gläubig, die für das ewige Leben bestimmt waren. Das Wort des Herrn aber verbreitete sich in der ganzen Gegend. Die Juden jedoch hetzten die vornehmen gottesfürchtigen Frauen und die Ersten der Stadt auf, veranlassten eine Verfolgung gegen Paulus und Bárnaabas und vertrieben sie aus ihrem Gebiet.

Diese aber schüttelten gegen sie den Staub von ihren Füßen und zogen nach Ikónion. Und die Jünger wurden mit Freude und Heiligem Geist erfüllt.

Zweite Lesung

Offb 7,9.14b–17

Ich, Johannes, sah: eine große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen. Sie standen vor dem Thron und vor dem Lamm, gekleidet in weiße Gewänder, und trugen Palmzweige in den Händen. Und einer der Ältesten sagte zu mir: Dies sind jene, die aus der großen Bedrängnis kommen; sie haben ihre Gewänder gewaschen und im Blut des Lammes weiß gemacht.

Deshalb stehen sie vor dem Thron Gottes und dienen ihm bei Tag und Nacht in seinem Tempel; und der, der auf dem Thron sitzt, wird sein Zelt über ihnen aufschlagen. Sie werden keinen Hunger und keinen Durst mehr leiden und weder Sonnenglut noch irgendeine sengende Hitze wird auf ihnen lasten.

Denn das Lamm in der Mitte vor dem Thron wird sie weiden und zu den Quellen führen, aus denen das Wasser des Lebens strömt, und Gott wird alle Tränen von ihren Augen abwischen.

Evangelium

Joh 10,27–30

In jener Zeit sprach Jesus: Meine Schafe hören auf meine Stimme; ich kenne sie und sie folgen mir. Ich gebe ihnen ewiges Leben. Sie werden niemals zugrunde gehen und niemand wird sie meiner Hand entreißen. Mein Vater, der sie mir gab, ist größer als alle und niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen. Ich und der Vater sind eins.

Lesejahr C



Vor dem Thron: Das Lamm empfängt das vers

Die Predigt für die Woche

Ein Leben ohne Götzen

von K. Rüdiger Durth

Kehrt um“ – diese Aufforderung des Propheten Ezechiel (14,6) war seinen Mitgefangenen im Babylonischen Exil um 580 vor Christus ebenso unbequem wie uns heute. Umkehren – wer

will das schon? Dafür sind die eigenen Gewohnheiten und die Abhängigkeit von der Umgebung zu stark. Doch der Prophet lässt es nicht mit einem allgemeinen Appell bewenden, sondern fügt hinzu: „Verlasst eure Götzen.“

Bevor wir uns nun beruhigt zurücklehnen, weil wir ja keine Götzen verehren, sollten wir einmal

nachdenken: Sicherlich errichten wir keinen fremden Gottheiten Altäre in der Wohnung, doch andere Religionen haben in unserer Gesellschaft schon längst Einzug gehalten. Vor allem als sogenannter Patchwork-Glaube: Man sucht sich aus den unterschiedlichsten Religionen (nicht zuletzt dem Buddhismus) das heraus, was einem gefällt, und vermischt es mit christlichen Zutaten. Ganz zu schweigen von der Esoterik, die bei vielen Menschen Anklang findet.

Bevor Sie nun entrüstet abwehren – „Damit habe ich nun wirklich nichts zu tun“ –, sollten Sie ein wenig zurückhaltender reagieren. Denn auch wir unterliegen ständig der Gefahr, Götzen nachzueifern, auch wenn wir dafür einen anderen Namen gebrauchen. Auf den Na-

men aber kommt es nicht an, sondern auf den Inhalt.

Ein paar Beispiele will ich Ihnen nicht vorenthalten. Sie werden schnell feststellen, wie sehr diese Dinge zum Götzen werden können und Ihr Leben bestimmen. Fangen wir beim Geld an. Nichts gegen ein wie auch immer geartetes Sparkonto für schlechte Zeiten, für die Kinder. Aber wie schnell führt ein solches Konto zu einem Verlangen nach mehr, das jede vernünftige Vorsorge sprengt.

Auch die Gier nach Anerkennung kann zu einem Götzen werden. Wie leicht werden wir neidisch, wenn diese oder jener das Bundesverdienstkreuz erhalten hat. Hätten wir es nicht viel eher verdient? Sie ahnen nicht, wie viele Menschen sich beim Staat selbst für einen Orden vor-

schlagen! Aber ist ein freundliches Wort, ein herzliches Danke, ein „Sie sind einfach unbezahlbar!“ nicht viel mehr wert als eine äußerliche Anerkennung?

Vielleicht überlegen Sie einmal in aller Ruhe, ob Sie nicht auch Götzen anhängen, auch wenn diese nicht so heißen. Seien Sie selbstkritisch und ehrlich!

Wohin sollen wir mit dem Propheten Ezechiel eigentlich umkehren? Die Antwort ist einfach: zu Gott. Gerade im Blick auf das hinter uns liegende Osterfest, das dem Tod seine endgültige Macht genommen hat. Wer von Ostern her sein Leben gestaltet, dem wird die Umkehr zu Gott als dem alleinigen Herrn über Leben und Tod für ein verantwortliches Leben ohne Götzen nicht schwerfallen.





Regelte Buch. Werk eines unbekanntes Meisters, um 1450, Wallraf-Richartz Museum, Köln.
Foto: gem

Gebet der Woche

Gott, der allmächtige Vater,
segne euch und schenke euch gedeihliches Wetter;
er halte Blitz, Hagel und jedes Unheil von euch fern.
Er segne die Felder, die Gärten und den Wald,
und schenke euch die Früchte der Erde.

Er begleite eure Arbeit, damit ihr in Dankbarkeit und Freude gebraucht,
was durch die Kräfte der Natur und die Mühe des Menschen
gewachsen ist.

Das gewähre euch der dreieinige Gott,
der Vater und der Sohn und der Heilige Geist.
Amen.

Wettersegen

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Wie der Sommer wohl wird? Auch so heiß und sonnig wie der vergangene? 2018 war ja ein wahres Sommermärchen. Manche haben sich sogar geärgert, dass sie einen teuren Flug in den Süden gebucht haben, obwohl man auch hierzulande ungewöhnlich viele laue Sommerabende verbringen konnte. Wenn man's nur wüsste!

Ist es nur eine Frage der Zeit, bis der Mensch auch das Wetter machen kann? In einigen Ländern gibt es ja bereits mehr oder weniger erfolgreiche Versuche, den Regen etwa bei Militärparaden zu verhindern. Mögen solche Vorstöße auch zweifelhaft sein, zumindest in einem Punkt hat das Wetter seinen Schrecken verloren: Überraschen kann es uns kaum noch. Die Vorhersagen werden nicht nur stets präziser, mit Satellitenbildern und Wetterradar lässt sich sogar in Echtzeit verfolgen, wo sich gerade ein Gewitter zusammenbraut. Und dann gibt es natürlich noch die unzähligen Wetter-Apps, wahre Wetter-Propheten in der Hosentasche. Manche davon listen bereits die Sonnenscheindauer für die kommenden drei Wochen auf.

Der Besitzer eines Golfplatzes hat mir kürzlich erzählt, dass für ihn Wetter-Apps die schlimmste Erfindung seit der Atombombe seien. Auf meine Nachfrage meinte er, es komme immer wieder vor, dass die Sonne scheine und der Platz dennoch von niemanden bespielt werde, nur weil Wetter-Apps Regen vorausgesagt hätten, der dann aber doch nicht gekommen sei. Früher, meinte er, hätten die Leute es darauf ankommen lassen. Heute meinen sie genau zu wissen, wie das Wetter wird.

Mir zeigt die Erfahrung des Golfplatzbesitzers, dass man sich

die Skepsis, dass es doch anders kommen könnte, bewahren sollte. Mögen Prognosen, Untersuchungen, Voraussagen noch so exakt sein, es könnte auch anders werden: Wie viele Menschen haben schon überlebt, obwohl ihnen Ärzte gesagt haben, dass ihre letzten Monate angebrochen seien? Wie viele haben erreicht, was andere als völlig chancenlos bezeichnet haben? Auch mein Deutschlehrer hat mir prognostiziert, dass ich nie der schreibenden Zunft angehören würde. Das Leben ist immer für Überraschungen gut.

„Die Hoffnung stirbt zuletzt“ lautet ein beliebtes Sprichwort, das ich eigentlich für Unsinn halte. Die Hoffnung kann zwar verlorengehen, sterben kann sie nicht. Es gehört zu ihrem Wesen, dort an das Licht zu glauben, wo nur noch Finsternis herrscht. Auch für die Jünger Jesu war der Karfreitag die Katastrophe ihres Lebens, der Punkt Null, die tiefste Dunkelheit.

Was keiner für möglich hielt, weil es jeder menschlichen Erfahrung widersprach, ereignete sich: Der Tote wurde lebendig, der Vernichtete richtete alles wieder auf. Das Wunder schlechthin wurde zum Ereignis.

Vielleicht ist es das, was Gläubige von anderen unterscheidet: Wir schließen nicht aus, von Gott überrascht zu werden. Wir geben dem Wunder eine Chance. Sollte meine Wetter-App wieder mal eine 100-prozentige Regenwahrscheinlichkeit prognostizieren, dann hoffe ich dennoch, dass die Sonne für einige Augenblicke vom Himmel lacht.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 4. Woche, vierte Osterwoche

Sonntag – 12. Mai

**Vierter Sonntag der Osterzeit
Weltgebetstag um geistliche Berufe**

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf, feierlicher Schlusssegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 13,14.43b-52, APs: Ps 100,1-3.4.5, 2. Les: Offb7,9.14b-17, Ev: Joh 10,27-30

Montag – 13. Mai

Unsere Liebe Frau in Fatima

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 11,1-18, Ev: Joh 10,1-10; **Messe von Unserer Lieben Frau, Prf Maria** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 14. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 11,19-26, Ev: Joh 10,22-30

Mittwoch – 15. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 12,24 - 13,5, Ev: Joh 12,44-50

Donnerstag – 16. Mai

Hl. Johannes Nepomuk, Priester, Märtyrer
M. v. Tag (weiß); Les: Apg 13,13-25, Ev: Joh 13,16-20; **M. v. hl. Johannes** (rot); Les u. Ev v. Tag o. aus den AuswL

Freitag – 17. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 13,26-33, Ev: Joh 14,1-6

Samstag – 18. Mai

Hl. Johannes I., Papst, Märtyrer
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 13,44-52, Ev: Joh 14,7-14; **Messe vom hl. Johannes** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

**WORTE DER MYSTIKER:
JULIANA VON NORWICH**

„Gott, unsere Mutter“


Mystikerin der Woche
Juliana von Norwich

geboren: um 1342 in England
gestorben: um 1430 in Norwich
Gedenktag: 13. Mai

Juliana wurde im Mai 1373 von einer sehr schweren Krankheit befallen. Als ihr ein Priester das Kreuz zeigte, wurde sie sofort gesund. Zugleich empfing sie 16 Offenbarungen, die sie später in ihrem Werk, den „Offenbarungen der göttlichen Liebe“, niederschrieb. Dieses Werk existiert in zwei Fassungen, von denen die kürzere und wohl auch ältere noch viele biographische Angaben enthält. „Durch die Eingebung der göttlichen Liebe traf Juliana eine radikale Entscheidung. Sie entschloss sich, wie eine antike Einsiedlerin in einer Zelle bei der dem heiligen Julian geweihten Kirche zu leben, in der Stadt Norwich“ (Papst Benedikt XVI., 2010). *red*

Gott ist in der ersten Person unser Vater, in der zweiten Person auch unsere Mutter.

In ihren „Offenbarungen der göttlichen Liebe“ hält Juliana fest: „Eine Charakteristik Gottes ist es, das Gute über das Böse siegen zu lassen. Deshalb ist Jesus Christus unsere wahre Mutter, er, der das Böse mit dem Guten besiegte, indem er Widerstand leistete: Wir empfangen unser ‚Sein‘ von ihm. Hier beginnt seine Mutterschaft und zusammen mit ihr der liebevolle Schutz und die Fürsorge der Liebe, die nie aufhören wird, uns zu umgeben. So wie es wahr ist, dass Gott unser Vater ist, so ist es auch wahr, dass Gott unsere Mutter ist.“

Diese Wahrheit hat er mir in allem gezeigt, aber besonders in den sanften Worten, mit denen er sagt: ‚Ich bin es‘, was gleichbedeutend ist mit: Ich bin die Stärke und Güte des Vaters; ich

bin die Weisheit der Mutter; ich bin das Licht und die Gnade, die selige Liebe ist; ich bin die Dreifaltigkeit; ich bin die Einheit; ich bin die höchste Güte aller Dinge; ich bin derjenige, der dich lieben lässt; ich bin derjenige, der dich wünschen lässt; ich bin die Befriedigung aller wahren Wünsche. ...

Unser höchster Vater, der allmächtige Gott, der das ‚Sein‘ ist, kennt uns und liebt uns seit Anbeginn: In diesem Bewusstsein wollte er, in seiner wunderbaren und tiefen Liebe und im vollen Einverständnis der ganzen seligen Dreifaltigkeit, dass die zweite Person unsere Mutter wird, unser Bruder, unser Retter.

Es ist deshalb logisch, dass Gott, der unser Vater ist, auch unsere Mutter ist. Unser Vater will, unsere Mutter wirkt und unser guter Herr, der Heilige Geist, bestätigt. Deshalb ist es zu unserem Guten, unseren Gott, in dem wir das

Sein haben, zu lieben, ihm durch Ehrerweisung zu danken und ihn dafür zu preisen, dass er uns erschaffen hat, zu unserer Mutter mit brennendem Herzen um Barmherzigkeit und Frömmigkeit zu beten, und unseren Herren, den Heiligen Geist um Hilfe und Gnade zu bitten.

Ich sah mit absoluter Sicherheit, dass unser Gott geliebt hat, schon bevor er uns erschaffen hat, und dass seine Liebe nie geringer geworden ist, noch dass sie es je werden wird. In dieser Liebe hat er alle seine Werke getan und lenkt er alle Dinge zu unserem Guten. In dieser Liebe ist unser Leben ewig.

Durch die Schöpfung haben wir einen Anfang gehabt, aber die Liebe, mit der er uns erschaffen hat, war in ihm seit jeher: In dieser Liebe haben wir unseren Anfang. All das werden wir in Gott ewig sehen.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, KNA

Juliana von Norwich finde ich gut ...


„Die Einsiedlerinnen oder ‚Klausnerinnen‘ widmeten sich in ihrer Zelle dem Gebet, der Betrachtung und dem Studium. Auf diese Weise erlangten sie ein sehr feines menschliches und religiöses Gespür, aufgrund dessen sie von den Menschen verehrt wurden. ... Eben in dieser Nähe zum Herrn reifte in ihr auch die Fähigkeit heran, für viele Menschen Ratgeberin zu sein und denen zu helfen, die sich in diesem Leben in Schwierigkeiten befanden. ... Aus diesem Grund wurde Juliana zu Lebzeiten so genannt, wie es auf der Grabstätte geschrieben steht, die ihre sterblichen Überreste enthält: ‚Mutter Juliana‘. Sie war vielen eine Mutter geworden.“

Papst Benedikt XVI. bei der Generalaudienz am 1. Dezember 2010

Zitate

von Juliana von Norwich

„Möchtest du wissen, was dein Herr meinte, und den Sinn dieser Offenbarungen kennenlernen?“

Du sollst wissen: Er meinte die Liebe.

Wer offenbart es dir? Die Liebe.

Warum offenbart sie es dir?

Aus Liebe. ...

So lernte ich, dass unser Herr die Liebe bedeutet.“

„Wenn der Mensch nicht fügsam ist, wird keines seiner Gebete Gott gefügig stimmen.“

„Gott will erkannt sein und Er freut sich, dass wir in Ihm ruhen.“

Denn alles, was weniger ist als Er, genügt uns nicht.

Und das ist der Grund, warum keine Seele zur Ruhe kommt, wenn in ihr nicht alles Geschaffene zunichte geworden ist.

Wem alles zunichte geworden ist aus Liebe zu Ihm, der alles umfasst, was gut ist, der ist imstande, die geistliche Ruhe zu erlangen.“

DIE USA UNTER DONALD TRUMP

(K)ein sicherer Hafen für Juden?

Trotz pro-israelischer Politik sehen sich Antisemiten zu Terror und Hetze ermutigt

NEW YORK – Seit über 200 Jahren gelten die USA als sicherer Hafen für Juden in der Diaspora. Viele sind vor Krieg und Verfolgung über den Atlantik geflohen. Dort trafen sie auf eine Gesellschaft, in der sie frei leben konnten. Antisemitismus galt in den USA als praktisch undenkbar. Heute nicht mehr. Die Präsidentschaft von Donald Trump verändert die Atmosphäre im Land. Zwar hat Trump den Judenhass erst kürzlich wieder verurteilt. Rechtsextreme fühlen sich durch den Präsidenten dennoch in ihrem Tun bestärkt.

Im Oktober vergangenen Jahres stürmte ein bewaffneter Mann in die „Tree of Life“-Synagoge in Pittsburgh, eröffnete das Feuer und brüllte: „Tod den Juden!“ Elf Menschen starben. Es war der tödlichste antisemitische Anschlag in der Geschichte der USA. Kürzlich erschütterte ein neues Attentat das Land: Ein Bewaffneter erschoss in Kalifornien in einer Synagoge eine Jüdin und verletzte viele. Immer mehr Juden stellen sich die Frage, ob sie noch unbeschwert in den USA leben können.

Während der Sabbatfeier in einer Synagoge der Upper West Side von Manhattan sitzen rund 100 Gläubige auf Holzbänken. Eine Frau mit langen, grauen Haaren trägt einen weißen Tallit, ihren rituellen Gebetsmantel, auf den sie einen Aufruf zum politischen Widerstand genäht hat. Rechtsanwältin Elisabeth Langer bezeichnet sich seit ihrer Pensionierung als Künstlerin. Sie malt und verbindet ihre Kunst mit politischem Protest gegen Donald Trump.

Vergleichbar mit Hitler

„Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich wirklich Angst, weil ich Jüdin bin“, sagt sie. „Ich habe den Eindruck, dass wir in einer Zeit leben, die vergleichbar ist mit der Zeit der Machtübernahme Hitlers in Deutschland. Es geschehen wieder furchtbare Dinge. In unserer Nachbarschaft werden Hakenkreuze auf Wände gesprüht. Es hat Massaker gegeben. Unsere Synagogen und unsere Schulen brauchen immer mehr Sicherheitspersonal. Es gibt so viel Hass. Und der beginnt ganz oben, bei den mächtigsten Personen unseres Landes. Das ist gefährlich.“

In New York leben weit über eine Million Juden, mehr als in jeder an-



◀ In keiner anderen Stadt der Welt leben mehr Juden als in New York. Orthodoxe mit Bart und charakteristischer schwarzer Kleidung gehören zum Straßenbild.

Fotos: Boueke

deren Stadt der Welt. Doch die jüdischen Gemeinden sind zunehmend gespalten. Während die meisten Juden in den USA der Demokratischen Partei ihre Stimme geben, fühlen sich jüdische Unterstützer von Trump aus den jüdisch-orthodoxen Glaubensgemeinschaften zunehmend an den Rand gedrängt.

Teil der Identität

Viele orthodoxe Rabbiner wollen Fragen zum US-Präsidenten nicht beantworten. Eine Ausnahme ist Mike Moskowitz, ein ultraorthodoxer, litauischer Jude. „Ich trage einen langen Bart, eine lange, schwarze Jacke, einen schwarzen Hut und ich lebe in der ultraorthodoxen Gemeinde Lakewood in New Jersey“, beschreibt er sich selbst. Als den wichtigsten Teil seiner Identität bezeichnet Moskowitz das Studium alter Texte. Aber auch die aktuelle Politik interessiert ihn.

„Es gibt Teile der orthodoxen Gemeinde, die Trump unterstützen, weil er pro-israelisch handelt“, sagt Moskowitz. „Ich denke, die meisten von ihnen sehen sein Privatleben sehr kritisch. Doch zumindest entspricht es der Vorstellung vieler Orthodoxer, dass der Präsident dieses Landes ein weißer Mann sein muss. Außerdem sehen einige Juden nur einen Aspekt: Sie wollen eine starke Beziehung zwischen den USA und

Israel. Wenn es Israel gut geht, dann geht es mir gut, sagen sie. Der ganze Rest interessiert sie nicht.“

„Der ganze Rest“ – das ist zum Beispiel Charlottesville in Virginia. Sieben Monate nach Trumps Amtseinführung kam es dort zum größten rechtsextremistischen Aufmarsch in den USA seit Jahrzehnten. Organisiert hatten ihn Neonazis, Anhänger des rassistischen Ku-Klux-Klans und bewaffnete rechte Milizen. Die Demonstranten marschierten unter dem Motto „Unite the right!“ (Vereinigt die Rechte). Viele skandierten: „Juden werden uns nicht vertreiben.“ Die Polizei griff nicht ein.

Solch ein öffentlicher Tabubruch wäre vor der Ära Trump undenkbar gewesen, meint Julie Wiener, die Pressesprecherin der liberalen jüdischen Organisation T’ruah: „Es gibt ein wachsendes Bewusstsein dafür, dass Antisemitismus ein zentraler Bestandteil des weißen Nationalismus ist. Die Rechten verbreiten die Verschwörungstheorie, Juden würden im Verborgenen die Zerstörung der USA betreiben, indem sie immer mehr Migranten ins Land holen. Ein solcher Gedankengang hat den Mann in Pittsburgh dazu motiviert, auf Juden zu schießen.“

Andreas Boueke



Mike Moskowitz weiß, was seine orthodoxen Glaubensgeschwister an Donald Trump schätzen.

WO MUTTER TERESA WIRKTE

Spurensuche in Kalkutta

Balkanreise des Papstes ruft die große Heilige in Erinnerung: Eindrücke vom Kloster, Grab, den pressescheuen Nachfolgerinnen und einem Heim für Schwerstbehinderte



◀ Kalkuttas Missionarinnen der Nächstenliebe haben sich zum Gebet versammelt. Bilder sind hier erlaubt, Fragen werden nicht beantwortet.

Fotos: Drouve, KNA (1)

töpfen, einer lebensgroßen Skulptur von Mutter Teresa, einer Marienfigur. Ein Stück dahinter folgt der Haupthof des Komplexes, wo die Zugänge zu Mutter Teresas Grab und einem Ein-Raum-Museum abzweigen. Überall schwirren Besucher und Schwestern umher. Eine Außentreppe führt vom Hof hinauf zum Zimmer der Heiligen. Hier

herrscht Fotografierverbot.

In Mutter Teresas Raum schaut man durch ein Gitter auf eine kurze Pritsche, eine Holzbank, einen Holztisch, einen Schemel, ein kleines Kreuz an der Wand. Eine Tafel gibt Aufschluss darüber, dass gerade dieses Zimmer stets sehr heiß war, da es über der Küche lag. Und die Heilige habe nie einen Ventilator benutzt.

KALKUTTA (ad/red) – Bei seinem Balkanbesuch hat Papst Franziskus auch eine Frau in den Blickpunkt gerückt, die seit mehreren Jahrzehnten als Lichtgestalt der Kirche gilt, aber nicht unumstritten ist: Mutter Teresa. Der Pontifex besuchte in Skopje das Gedenkhaus der 2003 selig- und 2016 heiliggesprochenen Frau. Den umgekehrten Weg ging unser Reporter Andreas Drouve: Er war in Kalkutta im Mutterhaus der Missionarinnen der Nächstenliebe, wo Mutter Teresa starb.

de nüchtern, schmucklos. Davor herrscht ein Chaos der Stromleitungen mit einem labyrinthischen Gewirr.

Die Fenster in den unteren Teilen sind vergittert, nach hinten hinaus ist das Gebäude zudem mit Stacheldrahtrollen geschützt. Auf dem Gehsteig, in der Nähe des Eingangs, gibt es einen Stand mit Fotos, Figuren, Kreuzanhängern und dergleichen

Devotionalien von Mutter Teresa. „Ein Leben, das nicht für andere gelebt wird, ist kein Leben“, steht dort als Sinnspruch der Heiligen.

Das Zimmer der Heiligen

Die Tür ins Mutterhaus steht einladend offen, der Zutritt ist kostenlos. Es geht zunächst durch einen kleinen Vorhof mit Blumen-



▲ Das Mutterhaus liegt direkt neben einer vielbefahrenen Straße.



▲ Eine Schwester hält am Grab Zwiesprache mit der Heiligen. Schon zu irdischen Zeiten galt die kleine Nonne als große Frau. 1979 erhielt sie den Friedensnobelpreis.

Der Korrespondent unserer Zeitung verfolgte im Mutterhaus den Alltag der von Mutter Teresa mitgegründeten Missionarinnen der Nächstenliebe, war am Grab der Heiligen und sah die Arbeit in einem von den Schwestern unterhaltenen Kinderheim. Manches, was er sah, bestürzte den Berichterstatter. Aber der Reihe nach:

Das große „Motherhouse“, das Mutterhaus des Ordens, liegt an der A. J. C. Bose Road, einer der vielbefahrenen Straßen Kalkuttas. In Außenansicht wirkt das Gebäu-

Die Zeit des Wartens auf die für Journalisten zuständige Schwester lässt sich gut mit einem kleinen Museumsstreichzug überbrücken. Die Repros von Fotos zeigen eine junge Agnes Gonxha Bojaxhiu, die man sonst nur in einem stereotypen Bild als kleine, ältere, gebeugte Frau namens Mutter Teresa vor Augen hat. Vitrinen enthalten persönliche Gegenstände, darunter ein Badetuch, eine Decke, eine graue Reisetasche, Sandalen, eine Schere.

Nebenan, in Mutter Teresas neonlichterhelltem Grabraum, wirbeln Ventilatoren. Eine Schwester verharrt lange Zeit mit dem Kopf auf der massiven Grabplatte, um der Heiligen so nahe wie möglich zu sein. Blumengebinde stehen auf der Stätte der letzten Ruhe, eine Marienskulptur, eine Kerze, eine Blütenblätterschale. Die Grabinschrift zitiert Johannes 15,12: „Das ist mein

Gebot, dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe.“

Von außen dringen Verkehrslärm und die für Kalkutta üblichen Hupkonzerte herein – hier Normalität und Alltag. Der Grabraum ist offen und übergangslos mit einem Kapellenbereich verbunden, der für Andachten und Gottesdienste gedacht ist. Einen Stock darüber liegt eine größere Kapelle, wo sich die Schwestern etwas ungestörter zu Gebeten, Gesängen und Besinnungen finden. Hier brennen Kerzen auf dem Altar. Hier sind Besucher, auch Männer, willkommen.

Keine Antwort auf Fragen

Unerwünscht sind allerdings Journalisten. Daran lässt die für die Presse zuständige Schwester, die ihren Namen nicht nennt, keinen Zweifel. Keine Schwester werde und dürfe



▲ Am Eingang des Mutterhauses werden Bildchen und Figuren der Heiligen zum Kauf angeboten. Der Eintritt ins Kloster ist frei.



▲ Unvergessen: Mutter Teresa. Die Aufnahme entstand 1984.

weitere Auskunft geben. Auch eine nachträgliche schriftliche Anfrage an die aus Deutschland stammende Generaloberin Mary Prema Pierick, die zweite Nachfolgerin von Mutter Teresa, wird nicht beantwortet.

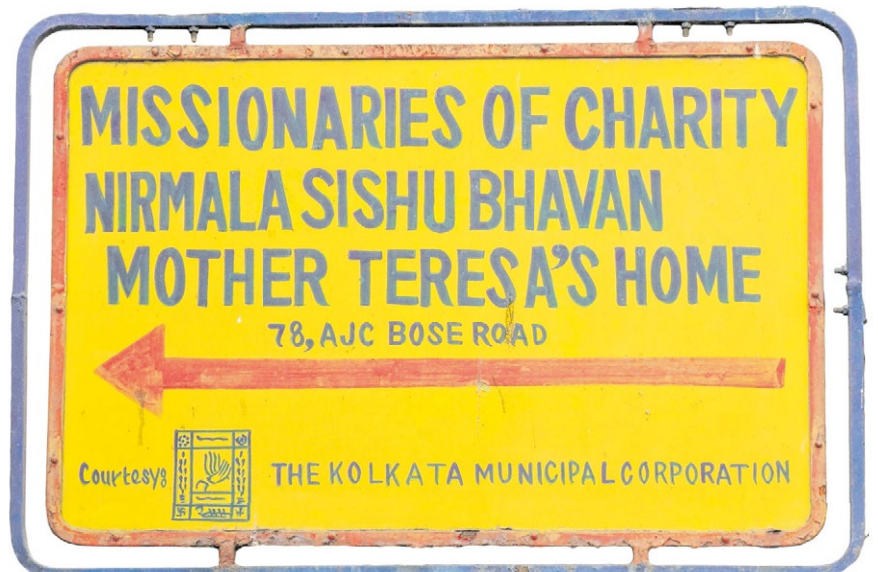
Man brauche „diese Art von Öffentlichkeitsarbeit“ nicht, um „Brücken der Hilfe“ zu bauen, lässt sich die zuständige Schwester vor Ort noch entlocken. Der Herr werde es richten. Und tatsächlich: Im selben Moment tritt eine Besucherin heran und überreicht der Ordensfrau 500 Euro in bar „von einer Freundin von mir“, mit der Bitte um eine Spendenquittung.

Einige hundert Meter weiter stößt eines der von den Schwestern unterhaltenen Kinderheime, das Nirmala Sishu Bhavan, an die A. J. C. Bose Road, Hausnummer 78. „Keine Fotos, keine Videos“, ist zu lesen. Das Heim ist zu festen Öffnungszeiten betretbar. Man sieht fröhliche Kinder unter Aufsicht von Schwestern und Freiwilligen auf Schaukeln, ei-

ner Rutsche, einem Drehgerüst. Die Wände rundherum sind bunt bemalt mit Tier- und Blumenmotiven. Es gibt aber auch die Sektion, zu der im Innern des Gebäudes eine Treppe in den zweiten Stock führt. Ein Schild weist zu „special need children“, also zu Kindern, die einer besonderen Hilfe bedürfen.

In einem Saal werden körperlich und geistig schwer behinderte Kinder versorgt. Kleinkinder wälzen sich hin und her. Ein Kind durchlebt in einem Stuhl einen spastischen Anfall. In einem Teil des Saals haben andere Kinder unter Anleitung von Schwestern gerade Malstunde. Wieder andere Kinder liegen verkrümmt in gepolsterten Kindersitzen und starren apathisch. In einem Bettchen liegt ein Kind mit einem gigantischen Wasserkopf.

Die Eindrücke verfehlen bei vielen Besuchern ihre Wirkung nicht. Im unteren Teil des Gebäudes weist eine Tafel ins Büro, wo gespendet werden kann.



▲ Dieser Pfeil weist den Weg zum Kinderheim, wo auch Schwerstbehinderte leben.



Bis zu 40 000 Gläubige kamen im Sommer 1999 zu den angeblichen Marienerscheinungen im Marpinger Härtelwald.

Foto: Otkobersonne/Wikimedia Commons/lizenziert unter CC-BY-SA 4.0 (<https://commons.wikimedia.org/licenses/by-sa/4.0/>)

„MARIEN-SCHAU“ IN MARPINGEN

Keine Erscheinung, keine Seher

Vor 20 Jahren: Kirche lehnt Anerkennung der „Vorgänge im Härtelwald“ ab

MARPINGEN – Es waren seltsame Tage, als vor 20 Jahren die Gottesmutter – angeblich – regelmäßig im Saarland vorbeischaute. Der Pilgerstrom schwoll an, doch eine kirchliche Anerkennung blieb aus. Weil das Bistum Trier skeptisch war, wurde Marpingen kein „deutsches Lourdes“.

Schauer am Erscheinungstag – Regenschauer. Die glitschigen Hänge des Marpinger Härtelwaldes dicht bevölkert. Campingstühlchen, Rosenkränze, Körbe mit Proviant. „Du elfenbeiner Turm“, tönt es aus dem Lautsprecher, und „bitte für uns“ als Antwort aus 1000 Kehlen. „Du Bundeslade“ – „bitte für uns“. Von Zeit zu Zeit stören Sanitäter die Andacht. Dann Stille: Das Glöckchen hat geschellt. Endlich Maria!

Es waren seltsame Tage vor 20 Jahren, als die Gottesmutter wieder regelmäßig im Saarland vorbeischaute. Ab Mai 1999, immer

► *Der Trierer Bischof Hermann-Joseph Spital (†2007): Er verbot, die „Marien-Schau“ des Jahres 1999 in Marpingen als eine Erscheinung zu bezeichnen.*

angekündigt, selten verspätet – und stets am Wochenende, wenn auch die Sterblichen Zeit haben. In kurzer Zeit stieg die Pilgerzahl ins Riesenhafte. 1997 hatte der britische Historiker David Blackbourn die

fast vergessene Geschichte des verhinderten „deutschen Lourdes“ aus dem Schatten der Vergangenheit geholt. Obwohl er es als erklärbares sozialgeschichtliches Phänomen der Kulturkampfzeit entzauberte, fanden sich aus der Umgegend bald drei neue „Seherinnen“.

1876 hatten drei Marpinger Kinder erstmals von Marienerscheinungen berichtet und damit Tausende Schaulustige in den Härtelwald gelockt. Das Phänomen zog immer weitere Kreise, bis es dem Reichskanzler zu bunt wurde: Der Protestant Otto von Bismarck ließ das preußische Heer aufmarschieren, das Dorf besetzen und den Zugang zum Wald versperren.

Sozialhistoriker sehen Marienerscheinungen heute häufig in zeitlichem Zusammenhang mit wirtschaftlichen Krisen: Hungersnöten, Cholera, Missernten. Das Saarland war damals eine arme Gegend – und die Not trieb auch manche seltsamen Blüten. Viele Menschen zogen fort, um sich anderswo eine bessere Zukunft zu suchen. Aus dem 13 Kilometer entfernten Theley siedelte etwa einer nach Brasilien über, von des-

sen Nachkommen heute einer der einflussreichsten Männer der Weltkirche ist: Kardinal Odilo Scherer, Erzbischof von São Paulo.

Wie die Seherkinder von 1876 hatten auch die „Seherinnen“ von 1999 verteilte Rollen. Hausfrau Marion, damals 30, konnte Maria sehen, die angehende Musikpädagogin Christine (24) konnte sie hören, und Judith (35), Justizgehilfin, von beidem ein bisschen. Judith referierte die „Marien-Schau“ per Diktiergerät. Das Band wurde dann, nachdem die Muttergottes „mit dem Lichtstrahl“ verschwunden war, den wartenden Gläubigen über Lautsprecher vorgespielt.

„Theologisch banal“

Und die Botschaften der Gottesmutter? Die seien nicht so, „dass man sie eigens dafür aus dem Himmel bemühen müsste“, urteilte damals etwa der Saarbrücker Religionswissenschaftler Karl-Heinz Ohlig. Der Dogmatiker Wolfgang Beinert, einer der profiliertesten Marienwissenschaftler Deutschlands, nannte sie „furchtbar vage und theologisch banal“. Sie klängen „sonstigen fundamentalistischen Aussagen verzweifelt ähnlich“.

Marion und Judith sahen weiße Tauben und Engel. Maria, in klassischer himmelblauer Kleidung und





Foto: Roland Struwe/Wikimedia Commons/lizenziert unter CC-BY-SA 3.0 (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode.de)



◀ Jahre nach den angeblichen Marienerscheinungen wurde die Gebetsstätte im Härtelwald bei Marpingen umgestaltet. Die Marienkapelle präsentiert sich nun in sanftem Gelb, die Votivtafeln wurden ausgelagert. Vor der Marienfigur lädt eine Rosenkranz-Anlage zum Gebet ein.

Fotos: KNA (3)

Strahlenkranz und gelegentlich auch mit Jesuskind beschrieben, forderte auf, den Rosenkranz zu beten, die „wichtigste Waffe gegen den Widersacher“. Wichtig war den Seherinnen auch Gehorsam gegenüber dem Papst. „Er ist mein Papst. Verhöhnt ihn nicht, zweifelt nicht seine Entscheidungen an. Er steht im Dienst des Himmels.“

Reparatur der Schöpfung?

Die Begeisterung über solcherlei Botschaften in Zeiten allgemeiner Verunsicherung sei ein Phänomen der Massenpsychologie, meint Beinert. Es passiere eigentlich nichts, und doch gerieten die Leute in Ekstase. Das sei „ein altes Muster, das man auch bei Rockkonzerten beobachten“ könne. Und das Gottesbild, das hinter solchen Botschaften steht? – Gott habe es nicht nötig,

sagt Beinert, durch ständige Eingriffe „Reparaturen an seiner eigenen Schöpfung“ vorzunehmen.

Marpingen blieb – wie die meisten vergleichbaren Phänomene des 19. und 20. Jahrhunderts – von einer kirchlichen Anerkennung weit entfernt. Der Trierer Bischof Hermann-Joseph Spital (†2007) kündigte damals nach langem Schweigen eine gründliche Prüfung an – und verbot, von „Erscheinungen“ und „Seherinnen“ zu sprechen. Er nannte sie recht kühl schlicht „Vorgänge im Härtelwald“. Bei allem Respekt vor Zeichen und Wundern entspreche „ein überstarkes Verlangen nach außergewöhnlichen Bezeugungen nicht der gesunden kirchlichen Frömmigkeit“.

Die „Vorgänge“, die bis 17. Oktober andauerten, trieben auch einen Keil in die Gemeinde Marpingen, die mit dem Pilgeransturm

hoffnungslos überfordert war. Anwohner beklagten das Verkehrschaos und die Lärmbelästigung durch die Gebete, die per Flüstertüte an die „Unbefleckte Empfängnis“ gerichtet wurden. Und für die Polizei- und Reinigungskosten fühlte sich auch niemand so recht zuständig.

Am Ende wurde nichts aus dem „deutschen Lourdes“. In dem südfranzösischen Marienort sind seit 1858 mehr als 30 000 unerklärliche Heilungen aktenkundig. In Marpingen: null. „Zuerst müsst ihr beten,

dann kann ich Wunder tun“, ließ die angebliche Gottesmutter dazu wissen.

Auch beim Wasser könnte der Kontrast nicht stärker sein: Wasser aus der Mariengrotte in Lourdes ist bis heute gefragt. Man sagt, es habe Heilkräfte. Im Härtelwald dagegen wurden die Hähne abgeschraubt. Die Zahl der Keime war nach Angaben des Gesundheitsamts St. Wendel zehnmal höher als der Grenzwert der Trinkwasserverordnung. Zu gefährlich. *Alexander Brüggemann*

Hintergrund

Marienerscheinungen zählen zu den „Privatoffenbarungen“. Laut Katechismus steht es jedem Katholiken frei, an Privatoffenbarungen zu glauben oder nicht – auch wenn die Kirche sie als gesichert ansieht. Experten sehen die Erscheinungen oft in Zusammenhang mit wirtschaftlichen und politischen Krisen: Hungersnöten, Seuchen, Missetaten.

Erstmals soll Maria im Jahr 41 dem heiligen Jakobus auf einer Säule erschienen sein. Das Mittelalter hindurch bleibt der typische Marien-Visionär männlich, erwachsen, zumeist Kleriker. 1531 erscheint dem Indio Juan Diego Cuauhtlatatzin (1474 bis 1548) in Guadalupe am nördlichen Stadtrand von Mexiko-Stadt viermal eine schöne Frau, die sich als „Maria, die Mutter des einzig wahren Gottes“ bezeichnet.

Im 19. Jahrhundert setzt sich ein anderes Erscheinungsbild durch. Mädchen oder Hirtenkinder aus dem einfachen Volk sind die Auserwählten,

der Ort einsam gelegen in Wald und Flur, wie etwa im französischen Alpendorf La Salette 1846.

1858 erscheint in dem Pyrenäenort Lourdes dem 14-jährigen Hirtenmädchen Bernadette Soubirous (1844 bis 1879) 18 Mal Maria. Laut den Berichten des Mädchens weist sie die als „weiße Dame“ und als „Unbefleckte Empfängnis“ auftretende Gottesmutter an, Wasser aus einer Quelle zu trinken, Buße zu tun und eine Kapelle für Prozessionen zu bauen.

Im portugiesischen Fátima berichten 1917 drei Hirtenkinder zwischen sieben und zehn Jahren, ihnen sei mehrfach die Gottesmutter erschienen. Nach einem unerklärlichen Sonnenphänomen im Oktober 1917 hören die Erscheinungen auf. 1930 werden die Visionen von Fátima kirchlich anerkannt, bald darauf die belgischen Erscheinungen von Beauraing 1932 und Banneux 1933. Seitdem ist keiner weiteren Erscheinung die Genehmigung zuteilgeworden. *KNA*



▲ Votivtafeln zeugen in Marpingen von der Frömmigkeit der Menschen.

„ROSINENBOMBER“

Von Besatzern zu Beschützern

Freundschaft mit den Westalliierten gründet auf der Luftbrücke ins blockierte Berlin

BERLIN – Nach 322 Tagen ging am 12. Mai 1949 die Berlin-Blockade der Sowjets zu Ende. Fast ein Jahr lang war die Versorgung von zwei Millionen Menschen gefährdet. Die Luftbrücke der Westalliierten veränderte das politische Klima: Aus Besatzern wurden Beschützer der neu gewonnenen Freiheit.

Ideengeber und logistisches Hirn hinter der alliierten Luftbrücke ab dem 26. Juni 1948 nach Berlin war der britische Air Commodore Reginald Waite (1901 bis 1975). Zwischen 1947 und 1949 war er Chef der britischen Luftwaffenverbände in Berlin. In einem Brief an seinen Vorgesetzten schrieb er während der Blockade durch die sowjetischen Besatzer: „Das ist der interessanteste Job, den ich jemals hatte.“ Später ergänzte er in einem Buch: „Ich habe härter gearbeitet als in den 28 Jahren zuvor.“

Täglich über 2000 Tonnen

Militärhistoriker schreiben den Erfolg der Luftbrücke wesentlich Waite zu. Der Offizier hatte unmittelbar nach einer zweitägigen „Kleinen Luftbrücke“ der Alliierten im April 1948 vorausgeahnt, dass sich die Spannungen zwischen Ost und West wiederholen würden – und selbst zum Rechenschieber gegriffen.

Ergebnis: Bei einer erneuten Blockade könne Berlin vollständig aus der Luft versorgt werden. 2,2 Millionen Berliner und die alliierten Soldaten brauchten täglich Nachschub von mindestens 2000 bis

3500 Tonnen – eine Idee jenseits des Vorstellungsvermögens.

Am 23. Juni 1948 wurde die Währungsreform der drei westlichen Besatzungszonen auf West-Berlin ausgedehnt. Das ging der Sowjetunion zu weit. Soldaten sperrten in der Nacht zum 24. Juni alle Zufahrtswege auf dem Land und auf dem Wasser nach West-Berlin. Auch die Gas- und Stromversorgung aus dem sowjetischen Sektor wurde abgeschaltet.

Fabriken, öffentliche Einrichtungen und Privathaushalte sowie die Garnisonen der Alliierten in den Westsektoren waren lahmgelegt. Die Sowjets hofften, den Abzug der westlichen Soldaten aus Berlin zu erzwingen und die sich abzeichnende Gründung der Bundesrepublik zumindest zu erschweren.

Das jedoch durfte unter keinen Umständen geschehen, betonte der Militärgouverneur der amerikanischen Zone, Lucius D. Clay: „Fällt Berlin, dann kommt als nächstes Deutschland und dann können wir uns aus Europa zurückziehen.“ Reginald Waite legte seine Planspiele vor und überzeugte Clay, die Luftversorgung Berlins zu wagen. Die Westmächte wollten zwar ihre Rechte im „Vorposten der Freiheit“ verteidigen, jedoch eine gewaltsame Konfrontation vermeiden.

Am 26. Juni 1948 landete die erste „C-47 Skytrain“ der US-Luftwaffe im Rahmen der „Operation Vittles“ (Proviand) in Berlin-Tempelhof. Zwei Tage später begannen die Briten über den Flugplatz Berlin-Gatow mit ihrer „Operation Plain Fare“ (Hausmannskost). Zum

Einsatz kamen auch Flugboote, die auf der Havel und dem Großen Wannsee wasserten: Die bis dahin größte humanitäre Flugoperation der Geschichte begann.

Die Franzosen flogen nicht selbst, genehmigten in ihrem Sektor aber den Bau eines neuen Flughafens. Tegel wurde in nur 90 Tagen aus dem Boden gestampft und am 1. Dezember 1948 eröffnet – auch das ist heute jenseits des Vorstellungsvermögens. Tegel hatte mit mehr als 2400 Metern die damals längste Start- und Landebahn Europas.

Einbahnstraßensystem

Bis Anfang Juli waren gut 300 „Douglas C-54 Skymaster“ – die größten militärischen Lastenflieger – aus aller Welt eingetroffen. Die Maschinen nutzten in den drei jeweils 32 Kilometer breiten Luftkorridoren ein Einbahnstraßensystem: Für den Hinflug nahmen sie den nördlichen und den südlichen Luftkorridor aus Richtung Hamburg und Frankfurt am Main, für den Rückflug die nördliche und die mittlere Route Richtung Hamburg und Hannover. Fünf unterschiedliche Flughöhen wurden festgelegt. Ende Juli schafften die Piloten schon über 2000 Tonnen Fracht täglich nach Berlin.

Die im Volksmund „Rosinenbomber“ genannten Maschinen transportierten Kohle, Benzin, Medikamente und Nahrungsmittel, darunter vor allem Getreide, Mehl, Trockenmilch und Trockenkartoffeln. Hunderte Kinder starrten sehnsüchtig zum Himmel und be-

grüßten die Flieger mit lautem Jubel, denn die Piloten warfen oft kurz vor ihrer Landung Schokolade an kleinen Fallschirmen ab.

Während der Blockade kippte die Stimmung in der Stadt endgültig zugunsten der westlichen Schutz-mächte. Jetzt standen die Einwohner mehrheitlich auf der Seite der Westalliierten, auch wenn die erst kurz zuvor noch Kriegseinsätze gegen die Stadt geflogen und Tod und Verderben hinterlassen hatten. Die Piloten wurden verehrt und als „Helden der Luftbrücke“ gefeiert.

Bernd von Kostka vom Alliierten-Museum in Berlin betont, das Verhältnis der Deutschen zu den westlichen Siegermächten habe sich durch die Luftbrücke nicht gleich vom Feind zum Freund gewandelt, aber immerhin von der Besatzungsmacht zur Schutzmacht. „Die Luftbrücke war sicherlich ein Katalysator, der den Wandel beschleunigt hat.“ Sie habe dazu beigetragen, dass die Deutschen wieder in die Wertegemeinschaft des Westen integriert wurden.

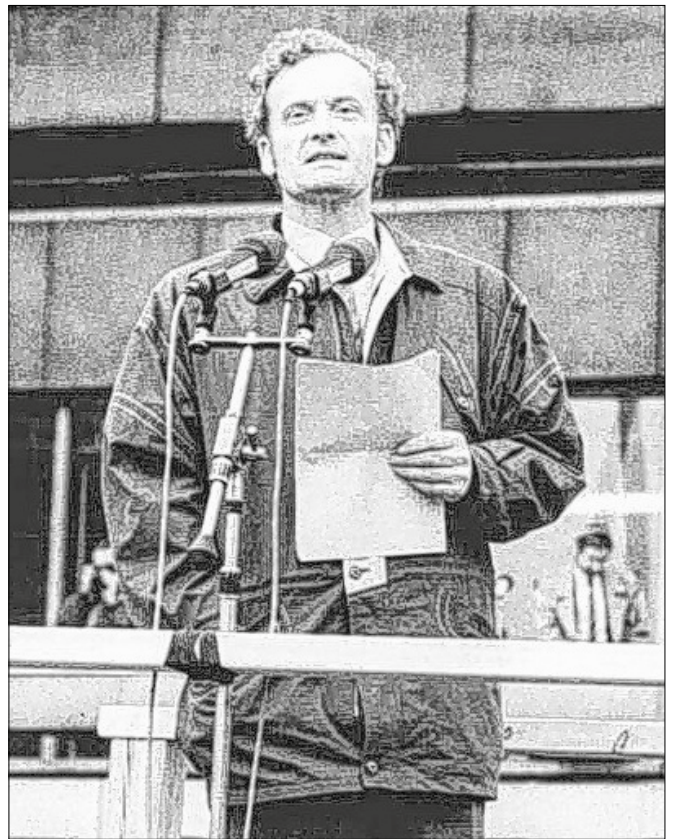
Reginald Waite wurde mit dem britischen Orden „Companion of the Bath“ ausgezeichnet. 1953 quittierte er den Dienst und verbrachte den Ruhestand in seiner Heimat. Er starb am 7. Mai 1975. Heute trägt in Berlin eine Straße seinen Namen. Sie liegt, ganz passend, am einstigen Militärflughafen Gatow. Dirk Baas

Informationen

Das Alliierten-Museum Berlin, Clayallee 135, ist täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Der Eintritt ist frei. Im Internet: www.alliiertenmuseum.de



▲ Ein Care-Paket für die Berliner Bevölkerung. Das Alliierten-Museum in Berlin erzählt in seiner Dauerausstellung „Wie aus Feinden Freunde wurden“ die Geschichte der Westmächte in Berlin von 1945 bis in die 1990er Jahre. Das Luftbrückenflugzeug (Foto rechts) ist bis Oktober immer sonntags zugänglich. Fotos: Alliierten-Museum/Chodan



▲ Heute wie damals engagiert: Der Theologe Friedrich Schorlemmer bei der Einweihung des Denkmals 2017 in Wittenberg. Die Skulptur erinnert an die DDR-Friedensaktion Schwerter zu Pflugscharen. Das rechte Bild zeigt ihn bei der Berliner Großdemonstration am 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz.

75. GEBURTSTAG

Er kämpft gegen innere Mauern

Der Theologe Friedrich Schorlemmer sieht die Demokratie auf dem Prüfstand

WITTENBERG – Als kritischer, unbequemer Geist nimmt Friedrich Schorlemmer, der in der DDR Schwerter zu Pflugscharen schmiedete, in Kirche und Politik bis heute kein Blatt vor den Mund. Der evangelische Theologe und Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer gilt als wortgewaltigen Einmischer und Mahner. Nun feiert er seinen 75. Geburtstag.

Die mitteldeutsche Landesbischöfin Ilse Junkermann sagte einmal über Schorlemmer: „Die Freiheit der Gedanken und der Rede, für die er jahrzehntlang gekämpft hat, sind für ihn keine Theorie.“ Die von ihm begründete Aktion „Schwerter zu Pflugscharen“ war 1983 spektakulärer Höhepunkt der Friedensbewegung in der DDR und machte ihn international bekannt. Bis heute erhebt er streitbar seine Stimme.

Als Sohn eines Pfarrers wurde er am 16. Mai 1944 im brandenburgischen Wittenberge geboren und wuchs im Pfarrhaus von Werben in der Altmark auf. Das DDR-Regime verweigerte ihm den Zugang zur Erweiterten Oberschule. So absolvierte er 1962 sein Abitur an der Volkshochschule, der Abendschule im DDR-Bildungssystem, und stu-

dierte im Anschluss evangelische Theologie in Halle an der Saale.

Es folgten Stationen als Jugend- und Studentenpfarrer in Merseburg, als Dozent am Predigerseminar in Wittenberg und Pfarrer an der dortigen Schlosskirche, wo Martin Luther bestattet ist. Im September 1989 gehörte Schorlemmer wie sein Pfarrerkollege Rainer Eppelmann zu den Mitbegründern des „Demokratischen Aufbruchs“.

Wenige Monate danach, als sich die Partei in den Wendewirren von linken Positionen abkehrte, trat er aber wieder aus und später in die SPD ein. Von 1992 bis 2007 war Schorlemmer Studienleiter an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Lutherstadt Wittenberg, wo er bis heute wohnt.

„Schmiedeliturgie“

Schorlemmer hielt immer die biblische Version einer Welt hoch, in der Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden und kein Volk mehr Krieg führt. Eindrucksvoll setzte er 1983 beim Evangelischen Kirchentag in Wittenberg diese Vision mit einer „Schmiedeliturgie“ ins Bild, bei der ein glühendes Schwert auf einem Amboss zu einer

stilisierten Pflugschar umgestaltet wurde. Später gehörte Schorlemmer zu den Gegnern des Militäreinsatzes im Afghanistankrieg ab 2001 und des Irakkriegs ab 2003. Dem globalisierungskritischen Netzwerk Attac trat er 2009 bei.

Mit der Begründung, er habe „integer in der DDR gelebt“ und kämpfe „heute für die Beseitigung neuer innerer Mauern mit einer Sprache, die von Versöhnungsbereitschaft getragen ist“, erhielt Schorlemmer 1993 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Beredtes Beispiel dafür ist auch das Buch, das er 2015 zusammen mit dem früheren SED-Mitglied und späteren Linken-Politiker Gregor Gysi geschrieben hat: „Was bleiben wird: Ein Gespräch über Herkunft und Zukunft.“

Mit seinem rhetorischen Talent meldete Schorlemmer sich im Ukraine-Konflikt ebenso zu Wort wie in der Debatte um die Zukunft der Stasi-Unterlagenbehörde. In der Flüchtlingsfrage mahnt er immer wieder solidarische Lösungen an. Mit Sorge verfolgt er die Entwicklung der AfD und sieht die Demokratie dadurch „auf dem Prüfstand“.

Eindringlich mahnte er: „Ich glaube, wir sollten nicht über jedes Stöckchen, dass die AfD hinhält,

springen, sollten uns von dem Hass nicht anstecken lassen und durchschaubar machen, mit welchen Winkelzügen die AfD versucht, das parlamentarische System auszuhebeln.“ Die rechtspopulistische Partei nutze den Frust vieler Wähler, sagt der Theologe. Man dürfe diese Menschen deswegen aber nicht diffamieren, sondern müsse verstehen, warum sie so irrational reagierten.

Aufruf zur Selbstreflexion

Auch seine Kirche ruft er immer wieder eindringlich zur kritischen Selbstreflexion auf. Aufmerksamkeit erregte 2017 die Streitschrift „Reformation in der Krise“, in der er zusammen mit dem früheren Leipziger Thomaskirchen-Pfarrer Christian Wolff eine ernüchternde Bilanz des Reformations-Gedenkjahrs zog. „Es ist leider kaum etwas erkennbar, was mir Mut macht, dass Kirche sich wieder zum Alltag der Menschen hinwendet oder die Gemeinden vor Ort stärkt“, mahnte Schorlemmer. Er verstand die Kritik zugleich als Ansporn zum konstruktiven Weiterdenken über die Zukunft der Kirche: „Wir wollen ermutigen statt verstummend zu resignieren.“

Karin Wollschläger

AUSSTELLUNG ÜBER MUSLIMISCHE MODE

Mehr als Schleier und Kopftuch?

Bruch mit „Stereotypen“: Frankfurter Museum Angewandte Kunst stößt auf Kritik

FRANKFURT – Leibesvisitationen an einem Museumseingang sind nicht gerade alltäglich. Darauf müssen sich Besucher der Ausstellung „Contemporary Muslim Fashions“ über moderne muslimische Mode einstellen. Grund ist die teils harsche Kritik an der Schau in Frankfurt, die bis hin zu handfesten Drohungen geht.

Schwarz. Das ist die Vorstellung in vielen Köpfen, wenn es um die Kleidung muslimischer Frauen geht. Schwarzes unförmiges Kleid, schwarzes Kopftuch. Dass moderne Mode für Musliminnen auch ganz anders sein kann, will eine Ausstellung zeigen, die noch bis September in Frankfurt am Main zu sehen ist.

Bunt. Das ist tatsächlich der erste Eindruck, wenn man die Schau betritt. Die rund 100 schlanken Schaufensterpuppen tragen meist fließend lange Kleider in Rot, Türkis, Orange, Weiß oder Zartrosa. Oft ist Seide das Material der Wahl. Längst nicht alle der Modelle tragen Kopftücher.

„Das ist keine Kopftuch-Ausstellung“, betonte Kuratorin Mahret Kupka. „Es wird einige überraschen, dass relativ wenige Kopftücher in der Ausstellung zu sehen sind.“ Die Schau wolle mit dem „Stereotyp“ brechen, dass jede muslimische Frau Kopftuch trägt.

Heftige Diskussionen

Die Schau präsentiere „eine Momentaufnahme aktueller muslimischer Kleidungsstile aus aller Welt“, sagte Museumsdirektor Matthias Wagner K. Es sei „die erste große Ausstellung, die sich mit dem Phänomen zeitgenössischer muslimischer Mode auseinandersetzt“. Die Schau hatte bereits in den „Fine Arts Museums of San Francisco“ für Furore gesorgt. Nun wird sie in Frankfurt als erster Station in Europa gezeigt – und hat auch hier heftige Diskussionen ausgelöst.

Islamkritiker monieren, die Schau verharmlose die muslimische Kleiderordnung. Die Gruppe „Migrantinnen für Säkularität und Selbstbestimmung“ spricht in einem offenen Brief von einem „Schlag ins Gesicht“ von Frauenrechtlerinnen. Die Ausstellung ignoriere den Kampf von Frauen



▲ Nicht alle muslimischen Frauen verbergen ihre Haare unter einem Kopftuch. Dieses Model trägt eine Kreation der Designerin Feyza Baycelebi.



▲ Musliminnen mit Kopftuch in bunt kombinierter Straßenkleidung. Die Szene stammt aus dem Internetvideo „Somewhere In America“ von Habib Yazdi, Abbas Rattani und Sara Aghajanian aus dem Jahr 2013.

Fotos: imago, Silver&Soul, Museum Angewandte Kunst Frankfurt

in islamischen Staaten, die sich „gegen den Zwang zu Verschleierung und Verhüllung einsetzen“ und dafür ihre Freiheit, Unversehrtheit und ihr Leben riskierten.

Andere beließen es nicht bei Kritik: Das Museum bekam auch E-Mails voll bedrohlich anmutendem Hass, berichtet der Direktor. Erstmals in der Geschichte des Hauses gibt es deshalb Taschenkontrollen und Leibesvisitationen

– „zur Sicherheit der Besucher“. Die Reaktionen zeigten, „dass hier in Deutschland eine Bedrohung für Musliminnen mit und ohne Kopftuch von Menschen ausgeht, die sie aufgrund ihres Glaubens nicht als Teil der Gesellschaft begreifen wollen“, meint Wagner K.

Politische Zielsetzung

Damit wird die politische Zielsetzung der Ausstellung deutlich: Sie wolle, sagt der Museumsdirektor, „ein positives Bewusstsein für muslimische Kultur fördern, indem die Vereinbarkeit des Islam mit der westlichen Welt praktisch gelebt vor Augen geführt wird“.

Die Ausstellung umfasst aber auch Fotografien, TV-Beiträge und Social-Media-Material von Frauen, die sich kritisch mit Bekleidungs Vorschriften, patriarchalischen Strukturen und Fremdbestimmung auseinandersetzen. „Die Ausstellung verschweigt nicht, dass Frauen in manchen Regionen und Ländern dieser Welt im Kampf ge-

gen Bekleidungs Vorschriften drakonische Strafen befürchten müssen“, sagt der Museumsdirektor.

Die gezeigten Kreationen von zu meist jungen Designerinnen unter liefen aber gerade die „oft eindimensionale westliche Vorstellung von muslimischer Bekleidung, wonach Haare, Teile des Gesichts und Körperpartien unter diversen Schichten dunkler Stoffe verborgen sind“.

Bei der Auswahl von Designern haben sich die Organisatoren besonders auf den Nahen und Mittleren Osten, Malaysia und Indonesien sowie Europa und die USA konzentriert. Der Markt für muslimische Mode wächst den Angaben zufolge weltweit rasant – von Haute Couture über Freizeit- bis zu Sportbekleidung. 44 Milliarden Dollar werden demnach jährlich auf dem Markt für „Modest Fashion“ (etwa zurückhaltende Mode) umgesetzt.

Die Ausstellung wurde im Vorfeld auch als „Burka-Ausstellung“ kritisiert. Dabei ist eine Burka, wie man den Vollsleier bezeichnet, gar nicht zu sehen. „Zumindest nicht als Kleidungs- und Modestil“, sagt der Museumsdirektor. Es gebe in der Schau aber Fotografien, die sich kritisch mit dem Thema auseinandersetzen.

Norbert Demuth



Nur ein Schlitz für die Augen: So stellen sich viele Menschen muslimische Frauenmode vor.

Hinweis

Die Ausstellung ist noch bis 1. September zu sehen. Infos gibt es im Internet: www.museumangewandtekunst.de.

ST. PETER IN SALZBURG

1300 Jahre beten und arbeiten

„DomQuartier“ zeigt Geschichte des ältesten Klosters im deutschen Sprachraum



▲ Ein Blick über Salzburg. Der Dom ist rechts im Bild zu sehen, das Kloster St. Peter links im Vordergrund.

SALZBURG – Die Erzabtei St. Peter in Salzburg bezeichnet sich als „ältestes Kloster im deutschen Sprachraum“. Seit mehr als 1300 Jahren beten und arbeiten hier Mönche. Eine Auswahl von Kunstschatzen und sakralen Gegenständen des Benediktinerstifts ist seit fünf Jahren im Rahmen des „DomQuartiers Salzburg“ zu bewundern. Der Museumskomplex rund um die Salzburger Bischofskirche vereinigt weltliche und sakrale Sammlungen.

Im Museum St. Peter ist der heilige Rupert die beherrschende Persönlichkeit. Frühere Generationen sahen in ihm den Begründer des Christentums in Salzburg, doch neuere Forschungen haben ergeben, dass dort bei seinem Eintreffen um das Jahr 700 bereits Christen lebten. Auch eine spätantike klosterähnliche Kultstätte existierte, die er erneuerte und um eine Kirche zu Ehren des heiligen Petrus erweiterte.

Rupert starb 718 in Worms. Virgil, einer seiner Nachfolger im Bischofsamt, ließ seine Gebeine nach

Salzburg überführen. Bei Ausgrabungen 1979 erwies sich das erhaltene „Rupertusgrab“ allerdings als Anlage aus dem zwölften Jahrhundert. Ungeachtet dessen lebt die Überlieferung weiter, die Stadt Salzburg werde untergehen, wenn die Ampeln am Rupertusgrab einmal verlöschen.

Aus Ruperts Lebenszeit gibt es in St. Peter keine Exponate. Das Rupertuskreuz aus dem siebten oder achten Jahrhundert, das jahrhundertlang unbeachtet in der Pfarrkirche von Bischofshofen im Salzburger Umland lag, ist im benachbarten Dommuseum ausgestellt. In Bischofshofen hatte Rupert ein weiteres Kloster gegründet.

In St. Peter zu sehen ist das Rupertuspastorale, ein Abtstab mit doppelt geschwungener Elfenbeinkrümme, aus dem zwölften Jahrhundert und das rund 100 Jahre jüngere Limoges-Pastorale aus Frankreich, dessen Krümme in einem Fabeltier ausläuft, das eine Blüte im Maul hält. Weitere alte Stücke sind die Keuzl-Mitra (1480) und der Keuzl-Abtstab (1487). Bis ins 20. Jahrhundert wurden sie in der Liturgie verwendet.

Ein heute nahezu ausgestorbenes Kunsthandwerk stellen die „bossierten“ Wachsarbeiten dar, die im 18. Jahrhundert ihre Blütezeit erleben. Die in der Regel nur rund zehn Zentimeter großen Gebilde stammen von Johann Baptist Cetto (1671 bis 1738) aus Tittmoning. Sie zeigen meist Heilige und waren wohl zur frommen Betrachtung bestimmt. Makaber muten dagegen in verzinktes Blech geätzte Folter- und Marterszenen an.

Wie alle Klöster hatte St. Peter das Bestreben, alles, was zum Leben notwendig ist, selbst zu erzeugen.

Deshalb gab es vielerlei Gewerbe- und Handwerksbetriebe, eine eigene Wasserversorgung und später ein eigenes Kraftwerk. Das finanzielle Polster bildete der Landbesitz des Stifts. Er stammte in der Regel von reichen Familien, die sich durch die fromme Stiftung eine Grabstätte im Klosterbereich sichern wollten.

Eine Landkarte verzeichnet die Orte, über die St. Peter die Grundherrschaft ausübte, davon mehrere im heutigen Bayern. Detail am Rande: Nach mittelalterlicher Ansicht war bei Kirchen der Schutzheilige der eigentliche Eigentümer. Abt und Konvent waren nur seine Sachwalter und trafen in seinem Namen die Entscheidungen.

Ab 1121 war St. Peter für fünf Jahrhunderte als Doppelkloster organisiert und in Union mit einem Frauenkonvent verbunden. Die „Petersfrauen“ unterstanden dem Abt, verfügten jedoch über eigenen Grundbesitz und lebten wie die Mönche nach der auf den heiligen Benedikt zurückgehenden Maxime „Ora et labora“ (Bete und arbeite).

Höhepunkt im Barock

Besucher der Ausstellung können die Historie des Klosters anhand einer Zeitleiste verfolgen. Der Barock, können sie so sehen, war für St. Peter ein Höhepunkt. Die Zahl der Mönche erreichte ein Rekordniveau. Die aus dem Gymnasium hervorgegangene Benediktiner-Universität, die 1622 ihren Betrieb aufnahm, bestand aus einer theologischen, einer philosophischen und einer juristischen Fakultät und erfreute sich regen Zuspruchs – bis sie den Napoleonischen Wirren zum Opfer fiel.

Im frühen 20. Jahrhundert zeichnete sich St. Peter durch herausragende Theologen und Philosophen aus. Das damalige Ziel, die eigene Universität wieder zu errichten, ließ sich nicht verwirklichen. Ein Relikt dieser Bemühungen sind die jährlich stattfindenden Salzburger Hochschulwochen. Und die Theologie-Professoren an der staatlichen Universität, die das Kloster stellt.

Heute liegt die Zahl der Brüder bei 21 – zu wenige, um das traditionsreiche Kloster zu bewirtschaften. Entsprechend groß ist die Zahl der weltlichen Mitarbeiter, die rund 80 beträgt. Die Mönche betreuen vier Pfarreien und die Wallfahrt Maria Plain.

Julius Bittmann



► Ein Standbild vor St. Peter erinnert an Salzburgs Diözesan-Patron, den heiligen Rupert (650 bis 718).

44 Als es am Freitagmorgen auffallend früh an der Haustür klingelte, glaubte ich, die Leni sei schon

da. Es war aber ihre Nachbarin. Irrendwie wirkte diese aufgelöst und schien nicht recht zu wissen, wie sie beginnen sollte. Schließlich brachte sie ihre Schreckensnachricht heraus: „Ich hab die Leni heute Morgen tot vor ihrem Bett gefunden!“

Leni und einige andere Frauen bewohnten in einem Altbau jeweils ein Zimmer. Für alle gemeinsam gab es eine Toilette und ein Bad auf dem Gang. Da die Frauen sich alle gut kannten und Vertrauen zueinander hatten, schloss nie eine ihre Tür ab. An dem bewussten Morgen war der Nachbarin aufgefallen, dass sich hinter Lenis Tür nichts regte, darum hatte sie nachgeschaut.

„Um Gottes willen!“, rief ich aus. „Wie bring ich das der Mama bei?“ Das erwies sich jedoch nicht als Problem. Noch ehe ich dazu kam, meiner Mutter die traurige Mitteilung zu machen, begann sie zu sprechen: „Die Leni war heut Nacht da und hat mir gesagt, dass sie vorausgeht und dass ich getrost auf unsern Rudi warten kann. Ich darf seine Ankunft noch erleben! Sie hat mir auch angeschafft, ich solle ihre Schwester Gretl in Wien und ihre Verwandten in München verständigen.“ Diese Aufgabe übernahm ich dann. Lenis Todestag war der 19. März 1967.

Die Pflege meiner Mutter war in den letzten Wochen immer aufwendiger geworden. Aber nicht nur das. Ich verbrachte auch immer mehr Zeit an ihrem Bett, weil sie das Bedürfnis hatte, zu reden, und weil ich ihr das Gefühl geben wollte, dass ich für sie da war. Dadurch blieb so manches im Haushalt liegen. Vor allem zum Staubsaugen war ich lange nicht gekommen.

Als für mich erkennbar war, dass es mit Mama zu Ende ging, dachte ich: Jetzt musst du aber die Wohnung in Ordnung bringen, sonst blamierst dich, wenn die Verwandten aus Südtirol zur Beerdigung kommen. Ich holte also den Staubsauger herbei und begann, mit diesem in Mutters Zimmer umherzuwuseln. Plötzlich fragte Hanni: „Was hast denn da so gesungen?“

„Hab ich gesungen?“, fragte ich überrascht zurück, denn ich war mir dessen nicht bewusst gewesen. „Ja, du hast gesungen: ‚Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen, ein Pferdchen wär mein Paradies.‘ Das war genau das Lied, das mein Vater so gern gesungen hat, als ich ein kleines Mädchen war.“ Nach kurzem Besinnen fragte sie weiter: „Weißt du, was das für Pferde sind?“ „Nein, keine Ahnung“, gab ich zurück. „Das sind die Pferde, die mich mit dem Lei-

Sommererde

Eine Kindheit als Magd



Der Zustand ihrer Mutter hat sich so verschlechtert, dass Mizzi ihren Bruder per Telegramm bittet, sofort zu kommen. Weil Rudi so rasch keinen Flug bekommt und mit dem Schiff anreisen muss, ist erst in etwa 24 Tagen mit seiner Ankunft zu rechnen. Deshalb lässt sich Hanni lebensverlängernde Medikamente spritzen – auch wenn diese Maßnahme mit starken Schmerzen verbunden ist.

chenwagen abholen.“ Bei dieser Äußerung lief es mir eiskalt über den Rücken. Doch ich musste ja weiter Staub saugen. Diesmal hatte ich mich aber so unter Kontrolle, dass ich nicht wieder zu singen begann.

Den Karfreitag 1967, es war der 24. März, werde ich nie mehr vergessen. Am Morgen erhielt Mama ihre vierte lebensverlängernde Spritze und wie nach den vorherigen bekam sie fürchterliche Schmerzen. Sie beschrieb mir, es fühlte sich an, als ob Hunderte von Dolchen in ihren Körper gestoßen und immer wieder herausgezogen würden. Dagegen half nichts mehr, auch kein Morphium. Der kalte Schweiß brach ihr aus, und sie zuckte am ganzen Körper. Dabei klammerte sie sich förmlich an das Kreuz in ihrer Hand und wiederholte mehrmals: „Du bist am Holzkreuz gestorben, und ich darf in einem so guten weiß bezogenen Bett liegen.“ Bei diesen Worten konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie war es dann, die mich tröstete: „Heut ist halt Karfreitag.“

Gegen Abend wurden ihre Schmerzen erträglicher. Das war die Stunde, in der ihr unser Herr Pfarrer die heilige Kommunion brachte. Überhaupt – der Geistliche und der Hausarzt waren ihre eifrigsten Besucher. Der Seelsorger kam täglich und der Arzt sogar zweimal am Tag. Andere Besucher wollte die Kranke nicht mehr empfangen.

Am Karsamstag ging es ihr überraschend gut. Sie wirkte wie erlöst, konnte auch wieder essen und ein

bissel im Bett sitzen. Am Nachmittag kam ihre Cousine Hermine mit ihrem Mann aus Neuötting. Voller Freude erzählte Mama ihnen, dass es nur noch vier Tage dauere, bis der Rudi komme. Sie wisse ganz sicher, dass sie ihn noch sehen werde, weil ihr die Leni das angekündigt habe.

Wir anderen wussten von nichts, denn es war weder ein Telegramm angekommen noch ein Anruf, wir hatten ja damals kein Telefon. Unsere Nachbarin dagegen besaß eines. Einige Tage später brachte sie uns die freudige Nachricht, dass der Rudi um 15 Uhr in Traunstein ein treffen werde.

Nach seiner Ankunft bei uns erfuhren wir von ihm Folgendes: In Buenos Aires war er auf ein italienisches Schiff gekommen, das auch in Barcelona und Genua anlegen sollte. Nun hatte er das Glück gehabt, dass die ganze Besatzung aus Italienern bestand, die gern die Osterfeiertage mit ihren Familien verbringen wollten. Deshalb ließen sie Barcelona links liegen und steuerten gleich Genua an. Dadurch traf das Schiff vier Tage früher ein als ursprünglich vorgesehen.

Die spanischen Passagiere schickte man kurzerhand mit dem Flugzeug in ihre Heimat. Rudi aber hatte den nächsten Zug Richtung Deutschland genommen. War das eine Wiedersehensfreude zwischen Mutter und Sohn! Die fünfte lebensverlängernde Spritze brauchte sie nicht mehr.

Drei Wochen waren der Mama noch vergönnt, mit ihrem geliebten

Sohn zu reden. Zwischendurch las er ihr auch auf ihren Wunsch hin immer wieder aus der Bibel vor. Als er sich am 19. Tag nach seiner Ankunft wieder mit dem Buch der Bücher an ihr Bett setzte, winkte sie ab: „Lass gut sein, Rudi. Niemand bringt mir mehr die ‚Frau im Spiegel‘. Deshalb weiß ich gar nicht, ob die Beatrix schon entbunden hat.“

Die „Frau im Spiegel“ war ihre Lieblingszeitschrift gewesen, weil dort immer so viel über Adlige berichtet wurde und andere Leute, die Rang und Namen hatten. Beatrix, die Kronprinzessin der Niederlande, hatte gerade ein Jahr zuvor geheiratet und erwartete ihr erstes Kind.

Urpötzlich schnitt der Rudi ein neues Thema an: „Mutter, ich hab dir ja geschrieben, dass ich Theologie studieren will.“ Das hatte er in der Tat. Mama hatte es voller Stolz allen Verwandten und Bekannten erzählt und daraufhin angefangen zu sparen, damit er sein Studium finanzieren könne. Aber plötzlich, auf ihrem Sterbebett, wiegte sie bedenklich den Kopf: „Rudi, ich weiß nicht, ob das richtig ist, dass du jetzt noch ein solches Studium anfängst. Du hast ja nur Volksschulabschluss. Du müsstest erst mal das Abitur nachmachen, bevor du mit dem Studium beginnst. Alles zusammen dauert mindestens zehn Jahre! Jetzt bist du 26, dann wärst du erst mit 36 fertig.“

„Dann hätt ich immer noch genügend Jahre vor mir, in denen ich als Missionar wirken könnte. Weißt du, als ich von Argentinien aus über die Anden nach Chile ritt, verbrachte ich einige Tage auf einer Missionsstation. Dort hat mich sehr beeindruckt, wie viel Gutes die Missionare tun. Deshalb möchte ich diesen Weg ebenfalls einschlagen. Unterwegs hatte ich genügend Zeit zum Nachdenken. Da gingen mir immer wieder die dramatischen Ereignisse um meine Geburt durch den Kopf. Das brachte mich zu der Erkenntnis, Gott wollte, dass ich lebe, damit ich ihm in einem geistlichen Beruf diene.“ Geduldig hatte sich die Mutter das angehört, dann brach es aus ihr heraus. „Nein, nein, Bub, für dich ist das nicht das Richtige. Das Gescheiteste wär’s, wenn du die Marei heiratest.“

► Fortsetzung folgt

Sommererde
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus GmbH &
Co. KG Rosenheim
2018, ISBN:
978-3-475-54716-4



Neue Lebensräume für Vögel

Flächen-Verlust ausgleichen: Heinz-Sielmann-Stiftung regt Biotop-Verbund an

„Jeder Gemeinde ihr Biotop“ – das ist die Idee des Ornithologen Peter Berthold. So kann deutschlandweit ein Netz von Lebensräumen für bedrohte Vögel entstehen. Ein Anfang ist am Bodensee gemacht. Langsam finden sich überregional Nachahmer.

Es gilt dicke Bretter zu bohren, um die gefährdete Vogelwelt zu retten. Diese Erfahrung macht der Bayreuther Internist Wolfgang Hennig immer wieder. Er hat sich vom Ornithologen Peter Berthold für dessen Biotop-Projekt begeistern lassen: „Erwirb kleine Weiher, die Vögel verbinden diese zu einem Biotopverbund“, hatte ihm der frühere Direktor des Max-Planck-Instituts für Ornithologie und der Vogelwarte Radolfzell geraten. An Weihern ist die Artenvielfalt besonders groß. Seitdem ist Hennig in Oberfranken und in der Oberpfalz unterwegs, um Feuchtbiotope zu „vermitteln“, wie er sagt.

Für gefährdete Arten

Am Anfang stand ein Besuch am Bodensee, wo die Heinz-Sielmann-Stiftung auf Anregung von Berthold bereits 2004/05 im Billfinger Urstromtal zwischen Stockach und Überlingen einen Weiher mit angrenzenden Feuchtgebieten angelegt hatte. Inzwischen hat sich der „Biotopverbund Bodensee“ auf einer Fläche von gut 500 Quadratkilometern um mehr als 100 Bausteine erweitert und bietet bestandsgefährdeten Vögeln wie Kiebitz und Braunkehlchen neue Lebensräume.

Im Gebiet des Sielmann-Weiher seien auf fünf Hektar in einem Jahr mindestens 25 000 Vogelindividuen in 70 Arten gesichtet worden, sagte Berthold der Zeitschrift „Der Falke“ im April. „Wenn wir also alle zehn Kilometer so ein Gebiet hätten, würden davon 62,5 Millionen Vögel profitieren. Also lasst uns das machen.“

Schon im vergangenen Jahr hatte er festgestellt, dass die Anzahl jährlich brütender Arten von 39 auf etwa 72 gestiegen sei. 13 Arten, darunter Wendehals, Dorn- und Klappergrasmücke, hätten sich sogar neu angesiedelt. Berthold wünscht sich eine „Volksbewegung“. Die Sielmann-Stiftung mit Sitz im niedersächsischen Duderstadt, in deren Stiftungsrat Berthold sitzt, gibt auf ihrer Internetseite praktische Tipps: „In zehn Schritten zum Biotop.“



▲ Feuchtgebiete sind ideale Lebensräume für viele Vogelarten. Ornithologen setzen sich deshalb für Biotopverbünde ein.

Der pensionierte Arzt Wolfgang Hennig ist seit vielen Jahren aktiv für die Idee. Er fand einen Mitstreiter in Pedro Gerstberger, Botaniker für Pflanzenökologie an der Universität Bayreuth. Vor fünf Jahren konnten die beiden den ersten Weiher an die Untere Naturschutzbehörde des Landkreises Bayreuth vermitteln: ein Gewässer an der südlichen Stadtgrenze. Einen zweiten Weiher in der Nähe vermittelten sie an den Bayerischen Landesbund für Vogelschutz (LBV), einen dritten nahe Neustadt an der Waldnaab mit Mitteln des Landratsamts ebenfalls an den LBV.

Schere geht auseinander

„Jedes Jahr werden in Deutschland 20 000 Hektar Land überbaut“, beklagt Berthold. Gleichzeitig würde nur wenig renaturiert, in Baden-Württemberg beispielsweise nur 0,1 Prozent. „Die Schere geht immer weiter auseinander“, sagt er. Der Biotop-Schützer, der vor kurzem das Bundesverdienstkreuz erhalten hat, wünscht sich ein Gesetz, das die Bürgermeister verpflichtet, einen Teil ihrer kommunalen Flächen zu renaturieren.

Immerhin hatte Sindy Bublitz, Projektleiterin der Sielmann-Stiftung für den Biotopverbund,

voriges Jahr 170 Anfragen von Kommunen und Einzelpersonen gezählt. Doch von fünf interessierten Bundesländern seien nur drei geblieben: Mecklenburg-Vorpommern mit dem Landschaftspflegeverband Rügen, Niedersachsen mit der Naturschutzstiftung Grafschaft Bentheim und Bayern mit dem Landschaftspflegeverband Freising.

Der Landkreis Ravensburg mit den Kommunen Ravensburg, Wangen, Leutkirch und Schlier ist schon dabei. „Das Budget beträgt eine Million Euro, 900 000 zahlt das Umweltministerium Baden-Württemberg, 100 000 die Stiftung für Personalkosten“, rechnet Bublitz vor und freut sich: „Hier sind wir schon deutlich weiter als beim bundesweiten Projekt.“ In Wangen etwa sollen zwei Kleingewässer für den Kammmolch und für Libellen renaturiert werden.

Myriam Bell bedauert, dass sich ihre Gemeinde Baienfurth nordöstlich von Ravensburg dem Projekt nicht angeschlossen

hat. Deshalb hat die Diplom-Psychologin eine Privatinitiative gestartet. Ein Interview mit Berthold hatte sie überzeugt. Dort hatte er 2018 gesagt: „Wir haben 11 000 politische Gemeinden in Deutschland. Wenn die alle mindestens ein Biotop einrichten würden wie wir hier im Biotopverbund Bodensee, hätten wir ein dichtes Netz mit immer nur wenigen Kilometern dazwischen.“

Gemeinsam mit 15 Gleichgesinnten, darunter zwei Gemeinderäten von den Grünen und der CDU, sucht Myriam Bell nach ungenutzten Flächen. Und ist fündig geworden: „Eine Hangquelle soll zu einem Feuchtbiotop für Amphibien werden. Aber noch ist nichts beschlossen, nur ins Gespräch gebracht.“ Ein Anfang. *Claudia Schülke*



▲ Im „Biotopverbund Bodensee“ findet das seltene Braunkehlchen einen neuen Lebensraum.

Fotos: gem

HEILIGER TORPES

Die Magie von Saint-Tropez

Im Mai feiert der schillernde Ort an der französischen Riviera seinen Namenspatron

Es ist Frühling an der Côte d'Azur. Die Sonne taucht den Pampelonne-Strand bei Saint-Tropez in warmes Licht. Der Himmel ist tiefblau und die Schaumkronen des Meeres schimmern silbern bis zum Horizont. Unterbrochen nur vom Weiß der Yachten, die vor Anker liegen. Beiboote bringen das erste Partyvolk des Sommers an Land.

Es sind die „Novorich“, junge Russen, die über genügend Geld verfügen, um Champagner für mehrere tausend Euro zu bestellen. Über die Lautsprecher am Strand ertönen Hits des vergangenen Jahres. Während die Gäste im Sand tanzen, achten philippinische Kindermädchen auf deren Kleine. Erste Sonnenhungrige räkeln sich auf den orangenen Matratzen am Tahiti Beach.

Hinter den Kulissen der Promis und Partyleute organisiert die Stadtverwaltung das jährliche Fest des Schutzheiligen. Immer im Mai feiern die Bewohner des früheren Fischerdorfs ihren Patron Torpes von Pisa, in diesem Jahr vom 16. bis 18. Mai. Die „Bravade de Saint-Tropez“ – so nennt sich das Volksfest, das Touristen und die rund 4300 Einwohner des Promi-Orts gleichermaßen anzieht – geht zurück auf eine alte provenzalische Tradition.

Der Legende nach war Torpes ein frühchristlicher Märtyrer aus Pisa. Noch heute wird er in Südfrankreich wie auch in Italien als Heiliger verehrt. Im ersten Jahrhundert ließ Kaiser Nero den ehemaligen Offizier Caius Silivius Torpetius enthaupten. Trotz der Folter wollte er



▲ Der Schutzheilige von Saint-Tropez, Torpes von Pisa, wird alljährlich in einer Prozession verehrt. Fotos: Jean-Louis Chaix (2)

seinem christlichen Glauben nicht abschwören.

Vom Arno ins Meer

Sein Leichnam wurde mit einem Hund und einem Hahn auf einer morschen Barke ausgesetzt, die den Arno hinab ins Tyrrhenische Meer trieb. Der Sage nach soll das Boot nahe dem heutigen Saint-Tropez angespült worden sein. Erwähnt wurde der Kult um den Heiligen erstmals 1056, also fast 1000 Jahre nach Torpes' Tod. Sein Haupt wird heute im Dom von Pisa verehrt und zieht viele Gläubige an. In der Altstadt von Saint-Tropez beherbergt die Kirche Notre-Dame-de-l'Assomption Reliquien des Heiligen.

Hier beginnt am 17. Mai die große Prozession. Sie verläuft von der Kirche über den Rathausplatz und

vorbei am Hafen. In der Hauptsache sind es Ältere sowie religiös geprägte Einwohner, die an der liebgewonnenen Tradition festhalten und die Straßen säumen. „Wie immer werden zwischen 400 bis 500 Teilnehmer den Umzug gestalten, Kinder wie auch Erwachsene“, erklärt Veranstalter Jean-François André.

Touristen können zuschauen; aktiv an der Prozession teilnehmen dürfen sie nicht. Schließlich handle es sich um „ein religiöses Fest, das nur den Einwohnern vorbehalten ist“, sagt der Kulturamtsleiter der Stadtverwaltung von Saint-Tropez.

Beim Umzug gleichen viele Kostüme historischen Kapitäns-, Musketier- und Matrosen-Uniformen. Das hat einen Grund: Einst beherrschten Piraten die Mittelmeerküste. Daraufhin beschlossen die Räte von Saint-Tropez 1558, einen

Leiter der lokalen Miliz zu ernennen. Dieser „Stadthauptmann“ war für die Rekrutierung und Führung der für die Verteidigung der Stadt erforderlichen Männer zuständig.

Mehr als ein Jahrhundert lang dienten die Stadthauptmänner und ihre Milizen der Verteidigung der Stadt. Erfolgreich wehrten sie viele Angriffe ab. Die ihnen in Saint-Tropez erteilten Befugnisse wurden über die „Lettres patentes“ – offene Briefe – aller Könige von Frankreich bis Ludwig XIV. bestätigt. Letzterer ersetzte jedoch die örtliche Miliz durch eine königliche Garnison.

Die Einwohner von Saint-Tropez setzten ihre Waffen daraufhin zwar nicht mehr zur Verteidigung der Stadt ein, behielten sie aber, um ihren Schutzpatron zu ehren. Am Tag der Bravade tragen sie daher weiterhin ihre Uniformen und führen tra-



Am kilometerlangen Sandstrand Pampelonne treffen sich Sonnenhungrige und die russischen „Novorich“.



▲ Bootseigner Chris kennt sich mit den Promis von Saint-Tropez aus.



▲ Der Alte Hafen lädt zum Flanieren ein.

Fotos: KNA (1), Ludwig (3)

ditionelle Riten wie Artilleriesalven und eine Waffenweihe aus. Genau wie einst, als sie in die Schlacht zogen oder am Festtag die Prozession vor Angriffen schützten. „Heute werden napoleonische Lieder, also Militärlieder, gespielt“, sagt Sabrina Noto vom lokalen Fremdenverkehrsamt. Besonders Trommeln und Hörner kommen zum Einsatz.

Schon einen Tag vor der Prozession werden die Feierlichkeiten morgens um 8 Uhr mit Artilleriesalven vor dem Rathaus eröffnet. Gewidmet sind die Schüsse der Stadt, den Kirchenleuten, dem Bürgermeister von Saint-Tropez wie auch dem von Pisa, der Marine sowie den verschiedenen Truppen, etwa den Seeleuten und früheren Musketieren.

Danach wird um 11 Uhr ein Kranz zu Ehren der Toten auf dem Cimetière Marin niedergelegt. Der Friedhof mit Meeresblick bezaubert durch eine ganz eigene Atmosphäre, obwohl hier der Gedanke ans Sterben absurd zu sein scheint. Am Nachmittag ab 15 Uhr findet die Waffenweihe mit 150 bis 200 historisch gekleideten Waffenträgern vor dem Rathaus statt. Am 18. Mai

endet „La Bravade“ mit einer Sonntagsmesse in der Kapelle Sainte-Anne hoch oben auf den Hügeln über der Stadt.

Villen im Hinterland

Zurück zum Strand. Noch bevor der Sommer richtig beginnt, fliegen Hubschrauber zu und von den Villen im Hinterland. Hier logieren die Reichen und jene, die anonym bleiben wollen. „Ein Bewohner lässt sich jeden Morgen seine Croissants aus Monte Carlo einfliegen“, erzählt Schiffseigner Chris. „Die, die es hier gibt, schmecken ihm nicht.“ Chris ist hier geboren, kennt die Umgebung und die Bewohner und nimmt Gäste gerne mit aufs Meer.

Ein unscheinbares Haus mit blauen Jalousien gehört Brigitte Bardot. Seit über 60 Jahren lebt sie in Saint-Tropez. „La Madrague“, ihr Domizil, hat sie nach ihrem ersten großen Kinoerfolg „Und Gott erschuf die Frau“ erworben. Im Sommer 1966 ließ der mittlerweile verstorbene deutsche Industrielle Gunter Sachs von seinem Hubschrauber Tausende Rosenblüten

darauf regnen – genug, um das Herz der Schauspielerin zu erobern.

„Sie geht nicht mehr aus, man sieht sie nicht mehr“, sagt Chris. „Sie lebt zurückgezogen mit ihrem Mann und den Tieren.“ Bereits 1973 hat sie sich aus dem Filmgeschäft zurückgezogen. Seitdem widmet sie ihr Leben dem Tierschutz und macht hin und wieder mit der Nähe zum Rechtspopulismus von sich reden.

Auch der russische Oligarch Roman Abramowitsch besitzt in den Hügeln ein Anwesen. Seine Yacht ankert auf dem offenen Meer: „In den Hafen von Saint-Tropez passt sie nicht hinein“, sagt Chris. Gerüchten zufolge hat Abramowitsch Tatjana, der Tochter des früheren russischen Präsidenten Boris Jelzin, eine Villa geschenkt. Einfach so.

Damit können die Einwohner nicht mithalten. „Wenn mein Vater stirbt und ich unser Haus erbe, muss ich 45 Prozent Steuern zahlen“, sagt Chris. „Ein Ding der Unmöglichkeit!“ Die Familienanwesen werden heute auf ein Vielfaches des Originalpreises geschätzt – auch wenn sie schon seit einem Jahrhundert in Familienbesitz sind.

Am späten Nachmittag genießen Flaneure am Alten Hafen Drinks im Café Senequier oder bereiten sich auf das Abendessen im L'Opéra vor, dort, wo Stars und Sternchen gerne mal auf den Tischen tanzen. Saint-Tropez, dieser Ort, der mit einem Märtyrer seinen Anfang nahm, ist teuer, schön und beschaulich. Und er wird das sicherlich noch sehr lange bleiben. *Sabine Ludwig*





▲ Griechen betrauern ihre Opfer nach der Eroberung von Smyrna. Foto: gem

Vor 100 Jahren

Kleinasiatische Katastrophe

Den Griechisch-Türkischen Krieg begleitete großes Unrecht

Nach Jahrhunderten unter dem Joch des Osmanischen Reiches hatten sich die Hellenen 1830 endlich den unabhängigen Nationalstaat erkämpft. Diese Freiheit galt jedoch nicht für jene Regionen Kleinasiens, in denen seit 2500 Jahren ebenfalls eine griechische Bevölkerung lebte.

Im Ersten Weltkrieg machte sich das Osmanische Reich nicht nur des Völkermords an den Armeniern schuldig, auch die Griechen, die um 1910 18 Prozent der osmanischen Bevölkerung repräsentierten, erlebten Verfolgungen: Hunderttausende Männer, Frauen und Kinder starben durch Zwangsarbeit, Massaker und Todesmärsche. Ihr Vermögen wurde vom Staat geraubt.

Im Oktober 1918 musste die osmanische Regierung den militärischen Offenbarungseid leisten. Entente-Truppen besetzten strategisch wichtige Regionen, im März 1920 sogar Istanbul. Das Königreich Griechenland hatte sich 1916 der Seite der siegreichen Entente angeschlossen und sah nun seine Chance, auch die griechische Bevölkerung Kleinasiens unter dem Dach eines Groß-Griechenlands vereinen zu können.

Unterstützt wurde Athen durch die Briten. Auf der Basis eines Völkerbundmandats rückten griechische Truppen am 15. Mai 1919 in die Hafenstadt Smyrna, heute Izmir, ein. Deren 700 000 Einwohner waren zur Hälfte Griechen. Der in der Pariser Friedenskonferenz abgeschlossene Vertrag von Sèvres vom August 1920 zwang die als „terroristisch“ bezeichnete osmanische Regierung, Ostthrakien und die Region um Smyrna an die Griechen abzutreten.

Doch die von innenpolitischen Krisen geschüttelte griechische Regierung ließ sich dazu verleiten, ihre Militäroperationen bis vor die Tore Ankaras auszudehnen. Am Fluss Sakarya konnte Mustafa Kemal (ab 1934 „Atatürk“) im August 1921 die griechische Offensive stoppen, nicht zuletzt dank Waffenlieferungen aus Italien, das die griechische Expansion beargwöhnte.

Ein Jahr später, im August 1922, brachten die türkischen Truppen den Griechen eine schwere Niederlage bei und drängten sie bis zur Küste zurück. Am 9. September 1922 eroberten die Türken unter Mustafa Kemal Smyrna und richteten unter der griechischen und armenischen Bevölkerung ein Massaker an.

Ihre Stadtviertel wurden niedergebrannt, 50 000 Menschen ermordet. Der Metropolit wurde mit Billigung des türkischen Kommandeurs gelyncht. 500 000 Griechen und Armenier saßen im Hafen von Smyrna in der Falle, ehe eine Flotte der Entente die Evakuierung einleitete. 1923 legalisierte der Vertrag von Lausanne das Unrecht, indem er beschönigend von einem „Bevölkerungsaustausch“ sprach. 1,25 Millionen Griechen und 500 000 Türken mussten ihre Heimat verlassen.

Aus den Trümmern des Osmanischen Reichs entstand im Oktober 1923 die Republik Türkei. Mitte der 1920er Jahre bestand rund ein Viertel der Bevölkerung Griechenlands aus Flüchtlingen. Bis heute hat die unter dem Begriff „Kleinasiatische Katastrophe“ in die Geschichtsbücher eingegangene Tragödie tiefe, traumatische Spuren im kollektiven Gedächtnis der Hellenen hinterlassen.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

11. Mai

Gangolf, Mamertus

Nachdem Sultan Saladin Jerusalem erobert hatte, brach Kaiser Friedrich I. Barbarossa vor 830 Jahren zum Kreuzzug auf. Sein Heer war mit 15 000 Soldaten das größte, das je zu einem solchen Unterfangen aufbrach. Barbarossa erlitt den Tod durch Ertrinken, vor dem ihn ein Sterndeuter gewarnt hatte, sollte er zum Kreuzzug ins Morgenland ziehen: Er starb im Fluss Saleph in Anatolien (Foto unten).

12. Mai

Pankratius, Imelda

Dass ihn der Adel der Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer und Sachsen zum König gewählt hatte, erfuhr Herzog Heinrich von Sachsen 919, als er seinem liebsten Hobby, dem Vogelfang, nachging. Heinrich I. gilt als erster König eines „deutschen“ Reiches.



13. Mai

Servatius, Ellinger

2009 wurde die steinzeitliche „Venus von Hohle Fels“ der Presse vorgestellt. Das etwa 35 000 Jahre alte Fundstück aus der Schwäbischen Alb ist die älteste bekannte Darstellung einer Frau. Vielleicht wurde die Schnitzerei aus Mammutelfenbein als Fruchtbarkeitsamulett getragen.

14. Mai

Christian, Bonifatius von Tarsus

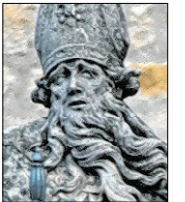
75 Jahre alt wird George Lucas. Der US-amerikanische Filmproduzent und -regisseur wurde durch das Weltraumspektakel „Star Wars“ berühmt,

das in der Bundesrepublik unter dem Titel „Krieg der Sterne“ anlief. Mit Regisseur Steven Spielberg drehte Lucas die Abenteuerfilm-Serie „Indiana Jones“.

15. Mai

Sophia, Sonja

Um „ungläubigen Völkern das Geheimnis des Glaubens bekannt zu machen“, beauftragte Papst Gregor II. vor 1300 Jahren den Priester Wynfret (Foto) mit christlicher Missionsarbeit in Germanien. Der begab sich unter dem Namen Bonifatius zunächst zu den Friesen. Während seiner Reisen gründete er mehrere Klöster, darunter Fulda.



16. Mai

Johannes Nepomuk, Amos

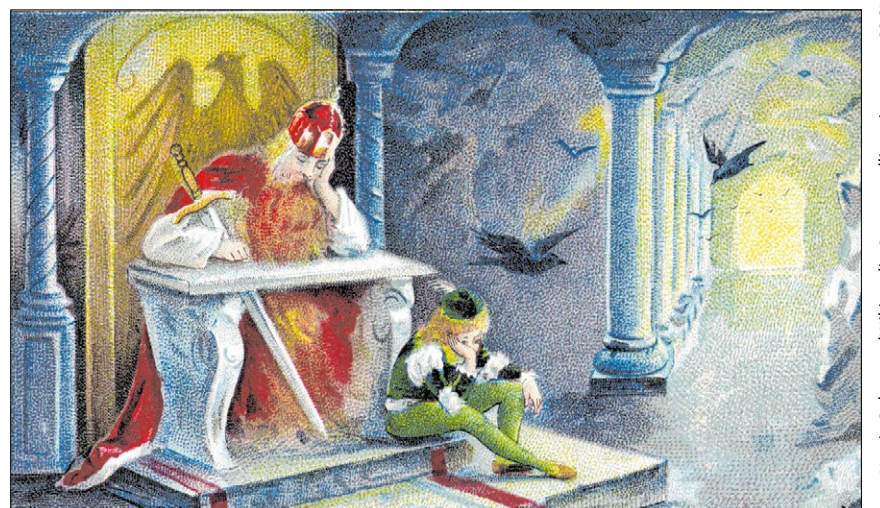
1944 wollte die SS die noch lebenden Sinti und Roma aus dem „Zigeunerlager“ in Auschwitz-Birkenau vergasen. In einem Aufstand bewaffneten sich die Häftlinge mit Steinen und Werkzeugen und verbarrikadierten sich in den Baracken. So gelang es ihnen, der Vernichtung vorerst zu entkommen.

17. Mai

Paschalis Baylon, Walter

Vor 225 Jahren beschlossen die Ostfriesischen Landstände in Aurich die Gründung des ersten deutschen Nordseebades auf der Insel Norderney. Zu berühmten Gästen zählte 1825 der Dichter Heinrich Heine, der sich hier zu den ersten Nordseegedichten der deutschen Literatur inspirieren ließ.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Barbarossa mit der Sage vom Kaiser, der im Berg Kyffhäuser schläft, zum nationalen Mythos. Foto: imago

SAMSTAG 11.5.

▼ Fernsehen

- 17.35 ZDF:** **Backen, sägen, schneidern.** Comeback des Handwerks.
21.50 HR: **Käthe Kruse.** Biografie über die „Puppenmutter“, D/Ö 2015.

▼ Radio

- 6.35 DLF:** **Morgenandacht.** Bischof Heiner Wilmer, Hildesheim (kath.).
18.05 DKultur: **Feature.** Schokoladenträume. Ein indigener Stamm in Kolumbien kämpft um seine alttümliche Kakaosorte.

SONNTAG 12.5.

▼ Fernsehen

- 👁 **9.30 ZDF:** **Evangelischer Gottesdienst** aus der Freien evangelischen Gemeinde in Bonn mit Pastor Andreas Fehler.
 👁 **17.30 ARD:** **Echtes Leben.** Mütter – geliebt und ausgebeutet? Sendung zum Muttertag.

▼ Radio

- 7.05 DKultur:** **Feiertag.** Rechtsbruch aus Nächstenliebe. Zur Frage des Kirchenasyls. Von Marion Sendker (kath.).
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Stadtpfarrkirche St. Georg in Höchststadt/Aisch. Predigt: Dekan Kilian Kemmer.

MONTAG 13.5.

▼ Fernsehen

- 20.15 ZDF:** **Endlich Witwer.** Tragikomödie über einen zurückgezogenen Griesgram und seine fröhliche Haushaltshilfe.
20.15 Tele 5: **Der Graf von Monte Christo.** Abenteuerfilm mit Jim Caviezel, USA/GB/Irl 2002.

▼ Radio

- 6.20 DKultur:** **Wort zum Tage.** Verena Tröster, Köln (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 18. Mai.

DIENSTAG 14.5.

▼ Fernsehen

- 20.15 ZDF:** **Laut, forsch, national.** Wie Salvini, Orbán & Co. Europa spalten.
22.15 ZDF: **37 Grad.** Vickys Traum vom Sehen. Mit 15 Jahren verlor Vicky bei einem Unfall ihr Augenlicht. Reportage.

▼ Radio

- 19.30 DKultur:** **Zeitfragen. Feature.** Rendite für Rares? Vom (Un-)Sinn des Sammelns als einer alternativen Geldanlage.

MITTWOCH 15.5.

▼ Fernsehen

- 👁 **19.00 BR:** **Stationen.** Typisch Mann!?
20.15 3sat: **Späte Liebe.** Schmetterlinge im Bauch, wenn man sie gar nicht mehr erwartet. Doku.
21.00 SWR: **Luftbrücke für die Pflege.** Nothelfer aus Fernost. Die Universitätsklinik Tübingen hat vor fünf Jahren auf den Philippinen Pflegekräfte angeworben.

▼ Radio

- 19.30 DKultur:** **Zeitfragen. Feature.** „Diesen Kuss der ganzen Welt.“ Die Europahymne und ihre Geschichte.
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Beten für Europa. Wie ein Priester in Tschechien Geschichte schreibt.

DONNERSTAG 16.5.

▼ Fernsehen

- 20.15 Kabel 1:** **Unser Kiosk.** Trost und Prost im Viertel. Reportage, D 2019.
22.35 MDR: **Väter hinter Gittern.** Doku.

▼ Radio

- 19.30 DKultur:** **Zeitfragen. Feature.** Wut. Umgang mit einer starken Emotion.

FREITAG 17.5.

▼ Fernsehen

- 16.15 3sat:** **Die neue Wildnis.** Die Oostvaardersplassen, das größte Feuchtgebiet der Niederlande, lag vor 40 Jahren noch unter dem Meeresspiegel. Doku.
20.15 Disney: **Robin Hood.** Trickfilm, USA 1973.

▼ Radio

- 9.00 Horeb:** **Mariathon.** Heilige Messe aus St. Anton in Balderschwang (Bistum Augsburg) mit Bischof Jean-Pierre Kwambamba (Kongo) und Pater Anselmo Kamuyu Kamamo (Kenia) zum Start des Mariathons. In diesem Jahr wird vom 17. bis 19. Mai für Kenia, den Südsudan und den Kongo gesammelt.
15.00 DKultur: **Kakadu.** Baumhäuser. Das Glück in der Krone.

👁: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Die nassen Seiten der Erde

Wasser ist die Grundlage allen Lebens. Der Mensch besteht zu großen Teilen aus Wasser, Meeresströmungen regeln das Klima. Den Meeresbiologen Uli Kunz fasziniert Wasser schon sein ganzes Leben lang. Er nimmt die Zuschauer in der Dokumentation „**Terra X**“ (ZDF, 12.5., 19.30 Uhr, Teil zwei eine Woche später) mit auf eine Reise zu den Wasserwelten der Erde, um Fragen rund um eines der kleinsten Moleküle der Welt zu klären. Es geht nach Island und zu den Buckelwalen in der Südsee, in die Höhlenwelt der Schweiz und zu den Wolken an der Zugspitze. Einzig Wasser kommt auf der Erde zugleich flüssig, fest und gasförmig vor, wie man an den Gletschern, Wasserfällen und Geysiren Islands sehen kann. *Foto: ZDF/Fabian Spuck*



Als die Queen noch ein Teenager war

8. Mai 1945: London feiert den Sieg über Deutschland. Auch die beiden Prinzessinnen Elizabeth (links) und Margaret möchten sich ins Getümmel stürzen. Sie wollen raus aus den Palastmauern und inkognito mit dem Volk feiern. Die Eltern stimmen nur zögerlich zu, bestellen zwei Aufpasser und erlauben den Töchtern die Teilnahme an einer Feier im schicken Hotel Ritz. Doch das Ritz und seine überwiegend alten Besucher sind so gar nicht nach dem Geschmack der beiden Teenager. Sie entwischen ihren Aufpassern und erleben „**A Royal Night – Ein königliches Vergnügen**“ (ZDF, 12.5., 15 Uhr). *Foto: ZDF/Nick Wall*

Der Traum von der eigenen Farm

Die beiden Wanderarbeiter George und Lennie mussten von ihrer letzten Farm fliehen: Lennie wurde zu Unrecht eine versuchte Vergewaltigung vorgeworfen. George, der einer Bekannten versprochen hat, auf den geistig beschränkten Lennie achtzugeben, versucht, sich mit ihm auf einer anderen Farm anheuern zu lassen. Mit dem Lohn wollen sie eines Tages selbst eine kleine Farm kaufen. Als sie den alten Farmhelfer Candy kennenlernen, scheinen sie ihrem Traum ein Stück näher zu kommen. Der alte Mann bietet ihnen an, seine Ersparnisse für den Kauf des Hauses zusammenzulegen: „**Von Mäusen und Menschen**“ (Arte, 13.5., 20.15 Uhr).

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Ferien mit Oma und Opa

Ferien am Meer mit Oma und Opa – klingt gut! Doch Connis Bruder Jakob will seine Großeltern für sich alleine haben, und Conni soll nicht mitkommen. Nach der anfänglichen Aufregung beginnt ein schöner und ereignisreicher Urlaub am Meer.

Wattwanderungen, eine Leuchtturmbesichtigung und sogar ein Ausritt in den Dünen? Besser könnte es nicht sein! Doch dann passiert es: Auf einmal ist Connis kleiner Bruder Jakob verschwunden! Und dabei hatte sie doch auf ihn aufpassen sollen... Es wird ihm doch nichts passiert sein?!

Wir verlosen dreimal das Hörspiel „Conni und die Reise ans Meer“. Es ist geeignet für Kinder ab sechs Jahren. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 15. Mai

Über das Buch „Grillaxed“ aus Heft Nr. 17 freuen sich:

Heribert Immler,
89407 Dillingen,
Silvia Poxrucker,
94121 Straßkirchen,
Irmgard Streber,
92249 Vilseck.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 18 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Fahrgastkabine im Zug	naturfarben	Sternschnuppe	italienischer Männername	kleine Mitarbeitergruppe	Feuchtwiese	Vorname der Glas	Jauche	Vorname	Vorname	Vorname
freier Verteidiger beim Fußball	10	russ. Alaskaforscher, † 1741	außerhalb	rheinisches Mittelgebirge					2	
griech. Vorsilbe: Erd ...				südslawischer Name für Wien		9	Opersolo-gesang			
Anrede für Gott	rationieren				zur Hälfte					unterschiedlich
deutsche Vorsilbe					eh. italienische Währung (Mz.)	Stadt an der Weser			berlin-erisch: ich	
Sportrunderboot		Initialen v. Schauspieler Hudson	Ein-spruch							
Fremd-wortteil: drei	4		subark-tisches Herden-tier							
verteidi-gungs-unfähig		austra-lischer Strauß	zeitlich abstim-men (engl.)		8		22. grie-ch. Buch-stabe			Insel im Pazifik
bedauer-licher-weise					Kfz-Z. Erlangen		ein US-Geheim-dienst			
Kurort an der Lahn (Bad ...)		1	Schiffs-reise							6
Nasen-loch des Pferdes							österr. Kaiserin bis 1918			

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

KNEIPP wirkt
 Ärztl. Untersuchung, 6 Kneipp'sche Anwendungen, 2 Einzelbehandlungen à 30 Min., 2 mediz. verordnete Entspannungs- und Bewegungstherapien (Gruppe), 1 Ernährungsseminar (Gruppe)
 ab € 249,-
 Bitte buchen Sie Ihr Zimmer separat dazu ab € 87,00 p.P./Nacht im DZ mit HP (Buchbar ab 7 Nächten.)
Sebastianeum
 Kneipp- & Gesundheitsresort
 Kneipp- 6 Gesundheitsresort SEBASTIANEUM****
 Kneippstr. 8, 86825 Bad Wörishofen
 Tel.: 08247 3550, www.sebastianeum.de
 Träger: Hospitalorden der Barmherzigen Brüder KdöR

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 11:
Schenkt Geborgenheit und Urvertrauen
 Auflösung aus Heft 18: **RASENMAEHER**



Illustration: Pietrzak/Deike

Erzählung Der Büchernarr

„Ein schöner Tod wäre es, von einem umstürzenden Bücherregal kurz und bündig erschlagen zu werden.“ Können Sie sich denken, welche Wirkung so ein Satz auf mich, einen damals 16-jährigen Schüler, gehabt haben muss? Ausgesprochen hat ihn mein Onkel, bei dem ich vor langer Zeit zum ersten Mal meine Sommerferien verbringen durfte. Er hat mich noch mit vielen ähnlichen Ansichten überrascht. Doch der Reihe nach.

Zunächst zu meinem Onkel Cölestin, dem Bruder meiner Mutter. Ihr habe ich zu verdanken, dass ich einen außerordentlichen Menschen kennenlernen durfte. Er war Buchhändler, lebenslang ledig, glücklich in seiner Fantasiewelt und großzügig – auch mir gegenüber.

Wenn man sein Geschäft betrat, klingelte es schrill an der Ladentür. Dieses Geräusch stimmte ihn traurig, weil er in der Tiefe der Räume jede freie Minute zur Lektüre einer Neuerscheinung nutzte. Die so schrill erzwungene Unterbrechung seiner Studien ertrug er nur dann, wenn der Kunde ihn in eine Diskussion über Literatur verwickelte.

Deren Inhalt verstand ich zwar nicht, aber ich genoss ihren Disput wie die Beobachtung eines Florett-Gefechtes. Alle anderen leider nicht sehr zahlreichen Käufer mussten mit seinem Lehrling oder in be-



sagten Ferien mit mir vorliebnehmen – hilflos, ratlos und unsicher.

Doch diese Momente der Verlegenheit vergaß ich stets schnell, weil mir Onkel Cölestin während unseres Mittagessens in seiner Wohnung über der Buchhandlung viele, oft überraschende Gedanken mitteilte. In den ersten Tagen kam es mir vor, als ob mein Hirn bisher eine trockene Wüste gewesen wäre, die jetzt dank der Regentropfen aus seinem Mund viele bunte Blüten trieb.

An einige Sätze erinnere ich mich noch gut: „Unser Leben ist wie ein Buch, dünn und kurz, dick und lang. Das Äußere eines Buches besagt nichts über die Qualität seines Inhalts. Die zunächst unbeschriebenen

Seiten füllen sich allmählich wie die zunächst leeren Korridore unserer Erinnerung.“

Oder: „Für mich ist ein Buch dann gut, wenn ich mich bei der ersten Lektüre schon auf ein zweites Lesen freue. Ich gebe aber auch zu, dass ich mit zunehmendem Alter nach den ersten Kapiteln schon den Schluss aufschlage. Warum? Weil ich ja zwischendurch sterben könnte und nie erfahren würde, wie die Geschichte ausgegangen ist.“

Können Sie sich denken, dass ich meinen Onkel am Ende der Ferien mit Bedauern verließ, aber auch mit Dankgefühlen dafür, dass er mich auf den „Pfad der Bücher“ geführt hat? Leider ist es zu einem Wiederse-

hen nicht mehr gekommen. Ihn hat keines der vielen Regale erschlagen. Er ist ganz plötzlich bei der Abendlektüre eines mir unbekanntes griechischen Philosophen eingeschlafen und seine Seele ist sicher in einen Himmel gewechselt, der mit Büchern gut bestückt ist.

Heute bin ich selber nicht mehr jung. Aber ich beherzige noch immer seinen Rat: „Verzichte auf das Anschauen eines verfilmten oder für das Fernsehen aufbereiteten Textes. Der wird immer eindimensional bleiben. Gib stattdessen lieber deinem Kopf-Kino während der Lektüre dieser Geschichte eine Chance.“

Text: Peter Tamme;
Foto: gem

Sudoku

		5		2	4	1	3
8		7	6	4	1		9
	1		3	9	7		6
	8	1		5	9		4
	5	2		9	8	1	
1	9	3		2	5	8	
5	8		2			6	
7	1		8	6	4		5
3	2		9			8	4

Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 18.

9	7			6	8		
3	5	1			4	6	
			7	5	1	2	
6	8	7		3			
				9		5	6
			6			2	8
7	1	8					3
			4		5		1
		6	1	7	3		





Hingesehen

Unter dem Motto „Moin Welt!“ sollen am Pfingstsonntag, dem 8. Juni, am Hamburger Elbstrand rund 500 Babys, Kinder, Jugendliche und Erwachsene evangelisch getauft werden. Die Taufe erfolgt wahlweise mit Leitungswasser an Land oder direkt im Elbstrom. Beteiligt sind 65 Gemeinden sowie 90 Pastorinnen und Pastoren. Der jüngste Täufling ist noch gar nicht geboren, der älteste 45 Jahre alt. Weitere Anmeldungen sind nicht mehr möglich. Das Foto zeigt ein ähnliches Tauffest, das der evangelische Kirchenkreis Hamburg-West im Jahr 2011 am Elbstrand gefeiert hatte. *epd/Foto: imago*

Wirklich wahr

Besonderer Einsatz für die Klosterfeuerwehr der Benediktiner von Schwarzach: Die Abtei meldete nach den Feiertagen auf ihrer Internetseite, dass am Ostermontag eine Entenmutter mit ihren fünf Küken in Not geraten war. Über den Überlauf des Wasserkraftwerks war sie in das Unterwasser der Turbine geraten und mit dem Nachwuchs steckengeblieben. Einer der Mönche hörte das Piepsen der Kleinen und das Ge-



schnatter der Mutter. Die alarmierte Klosterfeuerwehr entschied daraufhin, für die Rettung der Enten ins Wasser zu steigen. Bruder Melchior konnte die fünf Küken im Kanal einsammeln und in einem Eimer nach draußen tragen. Die Entenmutter gelangte durch ein geöffnetes Abdeckgitter von allein in die Freiheit. Am Klosterweiher wurden die Küken ins Wasser gesetzt, wohin auch bald die Mutter ihren Weg fand. *KNA; Symbolfoto: gem*

Zahl der Woche

45

Prozent der palästinensischen Bevölkerung sind unter 18 Jahre alt. Von Kinderarbeit betroffen sind vier Prozent der Kinder zwischen zehn und 17 Jahren im Westjordanland und 1,3 Prozent im Gazastreifen. Dies teilte das Palästinensische Zentrale Statistikbüro mit. Mit 48 Prozent liegt der Anteil von unter 18-Jährigen im Gazastreifen leicht höher als im Westjordanland (43 Prozent). Arbeitende Kinder zwischen zehn und 17 Jahren sind hauptsächlich im Restaurant- und Hotelgewerbe beschäftigt.

Von 27 Prozent (2011) auf 31 Prozent (2018) gestiegen ist die Zahl der Kinder, die unterhalb der Armutsgrenze leben. Von Armut betroffen sind demnach 14 Prozent der Kinder im Westjordanland und 53 Prozent der Kinder im Gazastreifen. Die Zahl der im israelisch-palästinensischen Konflikt getöteten Kinder stieg den Angaben zufolge von 15 (2017) auf 57 (2018). *KNA*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952

Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller

Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Victoria Fels,
Romana Kröling, Simone Sitta

Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1. 1. 2019.

Mediendesign und Marketing:

Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:

Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice und Vertrieb

Neue Bildpost,
Abonnenten-Service,
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg

Tel.: 08 21/5 02 42-13 oder
08 21/5 02 42-53
Fax: 08 21/5 02 42-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreise:

Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wo entspringt die Elbe?

- A. Deutschland
- B. Polen
- C. Niederlande
- D. Tschechien

2. Der größte Nebenfluss der Elbe ist die ...

- A. Saale
- B. Moldau
- C. Havel
- D. Schwarze Elster

Albertus Magnus

Der Mann, der alles wusste

Als Wissenschaftler den Dingen auf den Grund gehen, Ursachenforschung betreiben, die Dinge hinterfragen – und gleichzeitig gläubiger Christ sein: geht das?
Für Albert von Lauingen hat sich diese Frage nie gestellt. Im 13. Jahrhundert, mitten im so genannten „finsternen Mittelalter“, galt Albert als „der Mann, der alles wusste“.

Er war ein großer Philosoph und ein leidenschaftlicher Naturwissenschaftler.
Aber in erster Linie war der Dominikaner und zeitweilige Bischof von Regensburg tief verwurzelt im Glauben.

Begegnen Sie diesem faszinierenden Heiligen in unserer Multimedia-Reportage unter www.heiliger-albertus-magnus.de



www.heiliger-albertus-magnus.de

Albertus Magnus
MultimediaReportage



© Andreas Heirnsdorf_pixello.de

Ohne das Alte Testament wäre das Neue Testament ein Buch, das nicht entschlüsselt werden kann, wie eine Pflanze ohne Wurzeln, die zum Austrocknen verurteilt ist.

Päpstliche Bibelkommission

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 12. Mai
Ich gebe ihnen ewiges Leben.
(Joh 10,28)

„Guter-Hirte-Sonntag“ wird der vierte Sonntag der Osterzeit genannt. Im Evangelium bezeichnet Jesus sich selbst als „Guten Hirten“. Einmal habe ich in den Alpen einen Hirten getroffen. Er suchte gerade ein Tier, das ihm ausgebüxt war. Ich spürte seine Sorge, seine Eile, seine Betroffenheit. Seit dieser Begegnung verstehe ich Jesu Wort besser: Ihm liegt unser Leben am Herzen, in bester – in ewiger Qualität.

Montag, 13. Mai
Ich bin die Tür. (Joh 10,7)

In den Evangelien dieser Woche hören wir einige der Ich-bin-Worte Jesu. Mit Symbolen und Bildern beschreibt Jesus, wie er für uns da sein möchte. Eine offene Tür ist einladend, gastfreundlich, erwartend. Trete ich ein?

Dienstag, 14. Mai
Die Hand des Herrn war mit ihnen.
(Apg 11,21)

Die Lesungen der Osterzeit stammen aus der Apostelgeschichte und erzählen von der Ausbreitung des Glaubens an Jesus von Jerusalem bis Rom. Die Christen der ersten Generation gaben weiter, was sie von Jesu Leben, Tod und Auferstehung wussten. Sie berichteten aber nicht nur von Vergangenenem. Sie spürten, dass der Herr sie lebendig begleitete, sie spürten, dass seine Worte auch nach seiner Himmelfahrt gelten – bis heute.

Mittwoch, 15. Mai
Ich bin als Licht in die Welt gekommen.
(Joh 12,46)

Als sehende Menschen ist für uns das Tageslicht alltäglich. Es umgibt uns ständig. Selbst bei Nacht umgibt uns nicht vollständige Dunkelheit. Genau dieses Bild greift Jesus heute auf. Auch er will uns umgeben. Er will uns die Welt erhellen. Er will uns zeigen, wo wir gefragt sind.

Donnerstag, 16. Mai
Wer einen aufnimmt, den ich senden werde, nimmt mich auf. (Joh 13,20)

Jesus spricht dieses Wort unmittelbar nach der Fußwaschung, bei der er seinen Jüngern aufträgt, seinem Beispiel zu folgen. Wenn der Dienst, den die Jünger jemandem erweisen, Annahme findet, dann ist Jesus selbst gegenwärtig. Wenn der Dienst, den ich jemandem erweise, Annahme findet, dann kehrt Jesus ein. Zeichenhaft. Wirkmächtig. Sakramental.

Freitag, 17. Mai
Jesus sagte: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. (Joh 14,6)

Gleich drei eindrückliche Bilder fasst Jesus in einem Satz zusammen. Wege liefern einen guten Untergrund – sie lassen mich vertrauensvoll leben, so vielgestaltig das Leben ist, geprägt vom täglichen Auf und Ab. Wenn Jesus dieses Leben für sich beansprucht, dann ist es durchzogen von einer neuen Lebensquali-

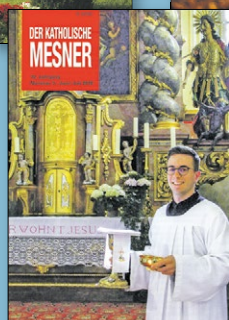
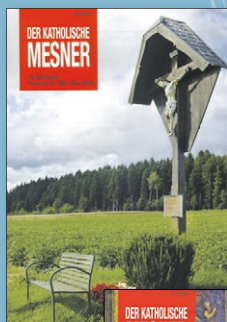
tät, in der meine Wirklichkeit sich an seinem Maßstab ausrichten muss. An der Wahrheit.

Samstag, 18. Mai
Wenn ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen. (Joh 14,7)

Wann erkenne ich, dass es Gott ist, der mich ruft? Wie erkenne ich, dass es Jesus ist, der mich auf diesen oder jenen Weg sendet? Diese Frage begegnet mir in der Begleitung Jugendlicher und junger Erwachsener immer wieder. Wenn man auf die biblische Wortbedeutung schaut, ist der Sitz der Erkenntnis das Herz. Erkennen – das ist Herzenssache. Hören wir auf unser Herz!



Sr. M. Daniela Martin ist Franziskanerin des Crescentiaklosters Kaufbeuren. Sie leitet als Pastoralreferentin die katholische Jugendstelle Kaufbeuren.



6 x im Jahr
bestens
informiert!

- Nachrichten, Bilder und Termine aus den Berufsverbänden
- Anregungen, Gebete und Impulse

Die Zeitschrift für den katholischen Mesner

Ja, schicken Sie mir die mit 6 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **Der Katholische Mesner** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 6,75 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

BIC Name des Geldinstituts

X
Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **Der Katholische Mesner**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.